

Rüdiger Klaue

Frischer Wind im heißen Buschland

Eindrücke von Mennoniten in Paraguay

Inhaltsverzeichnis

1. Anfang in Asunción.....	4
2. Im Chaco.....	6
3. Gebet.....	11
4. Musik.....	14
5. Ordnung.....	18
6. Transport.....	20
7. Kommunikation.....	22
8. Finanzen.....	25
9. Seelsorge.....	28
10. Nacharbeit.....	35
11. Ausklang.....	39

Vorwort

An einem heißen Novembertag im Jahre 1971 fand eine typische Hochzeit in einer deutschen Kolonie im Chaco von Paraguay statt. Es war ein Samstag, und das Thermometer zeigte 42 Grad im Schatten. In der großen Kirche der Mennoniten-Brüdergemeinde in Filadelfia hielt Missionar Rudolf Plett die Ansprache über das Bibelwort "Was ER euch sagt, das tut." Dann vollzog einer der ersten Indianermissionare im Chaco, Pastor Gerhard Giesbrecht, die Trauhandlung. Anschließend wurden die Gäste traditionsgemäß in den Nebenraum zu Kaffee und Kuchen eingeladen. Obwohl alles nach den Vorschriften und Regeln der Gemeinschaft verlief, war es doch eine besondere Hochzeit. Dorothea, die Tochter einer Pionierfamilie, heiratete einen Außenseiter direkt aus Deutschland, und der war ich.

Dorothea war ein Kind des Chaco. Sie wurde im Krankenhaus von Filadelfia als 7. Kind von Peter und Margarethe Neufeld geboren. Ihr Vater kam 1930 von Moskau über Deutschland nach Paraguay. Dorotheas Mutter floh mit einer Gruppe Mennoniten von Russland über den Amurfluss nach China. Von dort kam sie 1932 über Frankreich in den Chaco. Kennen gelernt hatte ich Dorothea auf dem Bibelinstitut in Asunción, wo sie damals studierte.

Durch Dorothea habe ich vieles über Südamerika und die paraguayische Kultur erfahren. Es ist schon sehr aufschlussreich, mit jemandem verheiratet zu sein, der in zwei Kulturen aufgewachsen ist. Aber durch sie kam ich auch zu einem besseren Verständnis der Mennoniten: ihrer Glaubensüberzeugung, ihrer Geschichte und ihrer kulturellen Eigenart. Ich fand Eingang in viele Heime der Siedler im Chaco und lernte ihre besondere Lage, ihre Kämpfe und Probleme besser kennen als viele andere 'Außenseiter'. Dabei habe ich die Mennoniten schätzen gelernt: ihre wortkarge Art, ihre Zähigkeit, ihre Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit, ihren Ernst und ihren tiefgegründeten Glauben.

Über meine ersten Begegnungen mit den Mennoniten im Chaco von Paraguay anlässlich der Vorbereitung für eine Großevangelisation berichtet dieses Buch.

Quito, Ecuador, im Juni 2000

Rüdiger Klaue

1. Anfang in Asunción

Stille, heiße Tropennacht. Mücken summen um mich herum. In der Ferne höre ich Menschenstimmen. Sonst ist alles ruhig: kein Verkehr, kein Straßenlärm, kein Dorf weit und breit. Wir sind 400 km von der nächsten Stadt entfernt mitten in einer wilden Gegend in Paraguay, die sich Chaco nennt. Der Bus, mit dem wir bis hierher kamen, steckt im feuchten Lehmboden fest. Es wird Stunden, vielleicht Tage dauern, bis wir unsere Fahrt fortsetzen können.

Ich möchte allein sein, möchte den fremden, klaren Sternenhimmel betrachten, beten. In dieser Umgebung fühle ich mich klein, unbedeutend, einsam - gleichzeitig aber auch gefangen in Romantik und Abenteuererwartung. Das Land, das Klima, die Menschen, die Kultur, alles ist mir fremd. Und doch soll ich in der nächsten Woche bei den Siedlern hier im Chaco von Paraguay eine Reihe von Versammlungen abhalten. Mein Auftrag ist es, eine Großevangelisation mit den Gemeinden in Filadelfia, dem Zentrum der etwa 30 Dörfer hier in der Wildnis, vorzubereiten.

Die Fahrt von Asunción, der Hauptstadt Paraguays, bis hier an den Rand der Siedlungen war schon ein richtiges Abenteuer gewesen. Am Montagmorgen war ich um zwei Uhr aufgestanden. Ich hatte mich angezogen, meinen fertig gepackten Seesack geschnappt und mich im Hof der Herberge auf die Hollywoodschaukel gesetzt. Dort wartete ich in der schwülen Sommernacht auf den Bus.

Die mennonitische Herberge in Asunción wies einen großen Innenhof auf. Darin befanden sich ein Volleyballfeld und eine weite, gepflegte Rasenfläche mit Schaukeln, Sandkasten und Turngeräten für Kinder. Umgeben war der Hof von einigen Gebäuden. Eine hohe Mauer schloss das Grundstück gegen die Straße hin ab. Das Ganze erinnerte an ein spanisches Herrschaftshaus. Wenn man das Anwesen von der Straße her betrat, kam man zuerst in einen Verwaltungstrakt.

Das Empfangszimmer und die Büroräume waren dunkel und muffig, mit einer sehr hohen Decke. Hinter dem Eingangsraum befand sich das Wirtschaftsgebäude mit dem Speisesaal, der Küche und den Vorratsräumen. Es folgte ein hohes, verschachteltes Gebäude mit verschiedenen großen Schlafräumen. Dort war auch ich untergekommen. Weitere Gemeinschaftsschlafräume am rückseitigen Ende des Grundstückes boten Massenunterkunft für Reisende, die eine billige Übernachtungsmöglichkeit suchen. Ich war als junger, lediger Missionar von Deutschland über Brasilien nach Paraguay gekommen. Die Maschine der VARIG landete auf dem tropischen Flugplatz von Asunción. Ich stieg als letzter aus. Warum auch eilen, hier erwartete mich doch niemand. Da war ich nun in einem fremden Land! Ich kannte nicht einmal die Sprache. Niemand holte mich ab. Keine Mit-Missionare hießen mich willkommen. Kein Bekannter war da, der sich hier auskannte, der die Sprache verstand, der meine Koffer in sein Auto gepackt hätte und mit mir zu einer sicheren Missionsstation gefahren wäre!

Hilflos sah ich mich nach allen Seiten um. Männer sprachen auf mich ein, aber ich wusste nicht, was sie wollten. Schließlich kam eine Stewardess vorbei und hielt an. Sie konnte zum Glück etwas deutsch. Teilnahmsvoll stellte sie mir ein paar Fragen und rief dann ein Taxi. Sie erklärte dem Fahrer mit einem schnellen Wortschwall Dinge, die ich nicht verstand. Dann sagte sie zu mir: „Ich lasse Sie zum Mennonitenheim bringen. Dort sprechen die Leute wenigstens deutsch und können Ihnen weiterhelfen.“ So begann ich meine Laufbahn als Missionar. Die oben erwähnte Herberge war mein erster Absteigeplatz in Paraguay. Es war schon Abend, als ich eintraf. Man hatte mir ein Bett im Männerschlafsaal - einem Massenquartier - zugewiesen. Ich verstaute meinen Koffer unter dem Bett. Die Reisetasche legte ich aufs Bett, um meinen Anspruch auf diesen Platz zu sichern. Dann hängte ich meine Jacke an einen Nagel in der Wand. Vor dem Schlafengehen wollte ich noch einen Spaziergang machen und mir die neue Umgebung ein wenig ansehen.

An der nächsten Straßenecke entdeckte ich eine Tankstelle. Aber wie unterschied sie sich von den Tankstellen, die ich bisher in Europa gesehen hatte! Das Verkaufsbüro war eine ärmliche Bude, aus rohen Blocksteinen krumm und schief zusammengebaut. Über den beiden Tanksäulen hing auf dünnen Pfählen ein wackliges Blechdach. Auf dem Hof lag eine erschlagene und mit Öl übergossene Ratte. Doch das Schlimmste für mich war der furchtbare Schmutz. Der ganze Boden des Tankstellengrundstücks war mit Öl verseucht. Lumpen, Papierfetzen, Plastiktüten, Pappbecher - alles Mögliche lag hier einfach herum. Diese Tankstelle war mein erster Eindruck von Asunción; und sie war repräsentativ für die Stadt.

Als ich nach Dunkelwerden müde von dem Rundgang, der Reise und den vielen neuen Eindrücken in die Unterkunft kam, fand ich dort schon eine Reihe Männer schlafend vor. Ich tastete mich, ohne Licht zu machen, zu meinem Bett - und hielt erschreckt inne. Jemand lag hier und schnarchte bereits in tiefem Schlaf. Was sollte ich tun? Soweit ich ertasten und sehen konnte, waren alle anderen Betten auch schon belegt. Zwar ärgerte ich mich über den unverschämten Kerl, der da einfach meine Sachen weggeräumt und sich in mein Bett gelegt hatte, aber ich brachte es nicht über mich, den Mann zu wecken und aus dem Zimmer zu schicken. Also ging ich. Die Nacht war warm. Ich suchte mir im Hof eine Bank und versuchte da zu schlafen.

Lange lag ich noch wach und lauschte den vielen fremden Geräuschen einer südamerikanischen Stadt. Ich hörte das Hupen der Autos, die Unterhaltung von Menschen in einer fremden Sprache und die Klänge exotischer Musik aus einem Radio in der Ferne. Schließlich bin ich dann auf der Bank eingeschlafen - aber nicht für lange. Es war doch recht unbequem ohne Kopfkissen und ohne Matratze. Immer wieder wachte ich auf - und immer wieder hörte ich Hähne krähen. Ob es um Mitternacht war, oder um ein Uhr oder drei Uhr, zu jeder Nachtzeit schienen hier die Hähne zu krähen. Das fand ich doch recht eigentümlich.

Am nächsten Tag dann besorgte ich mir ein Bett in einem Einzelzimmer. Feuchte, dumpfe Luft schlug mir aus dem Raum entgegen. Dann bemerkte ich die schlechte Verarbeitung der sanitären Installationen, der Türen und Fenster, der Wände, des Fußbodens und der Decke. Der Stil des Hauses sah herrschaftlich aus, aber beim genaueren Hinsehen verlor man diesen Eindruck schnell. Die Farbe war ungleichmäßig verteilt, die fleckigen Wände waren schief und die Zimmermannsarbeiten sehr grob und ungenau.

Ich nahm das damals alles kritiklos hin. Immer wieder dachte ich: „Ach, so ist das in Paraguay! Das ist ja interessant“. Diese Einstellung hat mich sicher auch vor Stress und Ärger und auch vor Zusammenstößen mit den Einwohnern bewahrt. Für jemanden, der in ein anderes Land kommt, ist es wohl das Beste, die Dinge so zu nehmen wie sie sind. Als Missionare sind wir nicht berufen, die Bauweise, den Geschmack, die Eigenarten und Gewohnheiten der Menschen zu ändern. Ja, wir brauchen sie noch nicht einmal zu bewerten, zu beurteilen oder an unserem Standard zu messen. Wir sind hier, um uns so schnell wie möglich anzupassen und den Bedürftigen zu dienen.

Meine erste Aufgabe in Paraguay war also, in die mennonitischen Kolonien im Chaco zu reisen und dort eine Großevangelisation vorzubereiten. Die ersten Kontakte waren geknüpft, und Sitzungen mit den Verantwortlichen waren vereinbart. Jetzt musste ich nur noch sehen, wie ich die 500 km lange Strecke auf unbefestigter Straße im Bus hinter mich bringen würde. Der Bus sollte nachts um 2.00 Uhr losfahren und gegen Abend in Filadelfia, dem Zentrum der Kolonie Fernheim, ankommen. Soweit ich verstanden hatte, wollte der Busfahrer hier bei meiner Herberge vorbeikommen und mich abholen. (Solch ein Service war mir von Deutschland her völlig unbekannt.)

Also saß ich um zwei Uhr nachts im Hof der Herberge auf der Hollywood-Schaukel und wartete auf den Bus. Schließlich traf er mit einer Stunde Verspätung ein. Dieser 'Bus' war ein kleines, niedriges,

1. Anfang in Asunción

klappriges Fahrzeug. Ich konnte nicht aufrecht darin stehen, und die Sitze waren so eng, dass ich mit den Knien immer an die vordere Lehne stieß. Auf den Plastikpolstern der Bänke klebte man bei der Hitze bald fest. Der Fußboden und die Haltestangen starrten vor Schmutz.

Nur der Fahrer und der Beifahrer, beides junge Kerle, waren im Bus, kein Fahrgast. Unterhalten konnten wir uns nicht, da ich kein Spanisch verstand. Die Männer halfen mir, meinen Seesack aufzupacken und fuhren dann wortlos weiter. Ich dachte, jetzt geht es schnurstracks in den Chaco, dem Ziel meiner Reise. - Weit gefehlt!

Zunächst fuhren wir noch eine Zeitlang durch die Stadt. Hier und da hielt der Bus an. Der Beifahrer stieg aus und klatschte an bestimmten Einfahrten in die Hände. Das ist so, wie wenn man in Europa an die Tür klopft oder klingelt. Manchmal kam dann nach kurzer Zeit eine Person mit einem Sack oder mit einem alten Koffer heraus und stieg in den Bus.

Schließlich fuhren wir aus der Stadt hinaus und hielten an armen Hütten auf freiem Feld. Dort hupte der Fahrer dann lange und laut, bis jemand ganz verschlafen das Fenster oder die Tür öffnete und ein paar Worte mit dem Beifahrer wechselte. Dann zog sich der Fremde wieder zurück und trank erst man seinen Kaffee, während wir dastanden und warteten. Langsam merkte ich, dass es zur Routine der Fahrer gehörte, sich nach und nach aus den verschiedenen Teilen der weitläufig angelegten Stadt ihre Kunden zusammen zu holen. Es muss dann schon nach vier Uhr morgens gewesen sein, als wir zum Río Paraguay, dem riesigen Paraguayfluss, kamen.

Dieser Fluss fließt in nord-südlicher Richtung dicht an Asunción vorbei und trennt Ostparaguay von der Chacoregion. Obwohl es noch dunkel war, konnte ich doch die weite Wasserfläche des Stromes erkennen. So einen breiten Fluss hatte ich noch nie in meinem Leben gesehen. Aber warum standen wir jetzt hier und warteten schon wieder? „La balsa, la balsa“ hörte ich immer wieder, konnte mir aber nichts darunter vorstellen.

Mehr und mehr Autos kamen angefahren und warteten in einer langen Reihe am Flussufer. Nach einiger Zeit kam Leben in die ganze Geschichte. Man hörte das Tuckern schwerer Motoren, und mit dem ersten Morgenrot erschien eine riesige Fähre (la balsa). In aller Ruhe und mit viel Geduld fuhren die Autos auf die geländerlose Plattform. Sicherheitsvorschriften schien es nicht zu geben.

2. Im Chaco

Die beiden Deutz-Motoren der Fähre tuckerten gleichmäßig. Während der Überfahrt standen die Reisenden in kleinen Gruppen zusammen und unterhielten sich. Es roch nach Wasser und nach Wildnis. Die Sonne ging gerade auf. Ich bestaunte die riesige Wasserfläche, und Erwartungen bevorstehender Abenteuer stiegen in mir hoch. Wie würde der berühmte Chaco, die 'Grüne Hölle', aussehen? Was würden wir auf dieser Reise noch alles erleben? Mit der Überquerung des Río Paraguay hatten wir wirklich die Zivilisation hinter uns gelassen. Jetzt waren wir im Chaco!

Es war schwül. Schwere Wolken hingen am Himmel, als wir auf einer schmalen Lehmstraße, der "ruta", in Richtung Westen ins Landesinnere fuhren. Ich wusste gar nicht, dass man auf solchen Wegen Hunderte von Kilometern in recht beachtlichem Tempo fahren kann. Allerdings hatten die Fahrgäste unter dieser Fahrweise auf holprigen Erdstraßen sehr zu leiden - und es litten auch die Busse!

Zuerst kamen wir noch durch eine kleine Ortschaft. Hier sah ich meinen ersten Gaucho, einen dunkelhäutigen, untersetzten Mann mit riesigem Schnurrbart und einem gewaltigen Hut. Dazu trug er extrem weite bombatschas, (Reiterhosen), einen überdimensionalen Gürtel mit Revolverhalfter und

kurze Stiefel mit riesigen Sporen. Er machte einen furchterregenden Eindruck auf mich. Doch nach einer Weile merkte ich, dass er lachen konnte und recht gemütlich und umgänglich war.

In Villa Hayes, so hieß der Ort auf der anderen Seite des Flusses, bekam man schon mehr von dem romantischen Landleben Paraguays zu sehen. Vor allem die Reiter auf der Straße waren für mich ein ungewohntes Bild. Ihre Pferde waren klein und schwächlich, und der Sattel, auf dem die Gauchos saßen, schien groß und schwer zu sein. Später bemerkte ich dann, dass über jeden Ledersattel ein dickes Schaffell geschnallt war. Das sah zwar mächtig aus, war jedoch leicht und weich. Der Gaucho konnte es wohl auf dieser Unterlage länger im Sattel aushalten.

Es lange im Sattel aushalten zu können, war für die paraguayischen Gauchos, die eigentlich ‚peones‘ (Arbeiter, Knechte) hießen, sehr wichtig. Sie trieben nämlich die großen Rinderherden der estancieros (Viehzüchter) Hunderte von Kilometern von den Weideplätzen im inneren Chaco zu den Schlachtereien in der Hauptstadt. Je nach Größe der tropa (Herde) waren jeweils sechs bis zwölf Männer für einige Wochen damit beschäftigt, die Rinderherde zusammen zu halten und vorwärts zu treiben. Schon am nächsten Tag konnte ich etwas von der Chaco-Romantik der peones sehen.

Wir waren noch gar nicht weit gekommen, als unser Bus wieder - diesmal an einem kleinen rancho (Hütte) - anhielt. Weit und breit gab es nur dieses eine kleine Häuschen. Unter den Fahrgästen befand sich eine Frau, die etwas deutsch konnte. Sie erklärte mir, dass die Straße gesperrt sei und wir vorläufig nicht weiterfahren könnten. Regenfälle irgendwo auf der 500 km langen Strecke hatten den Lehmboden aufgeweicht. Um die Fahrbahn nicht völlig zu ruinieren, durften jetzt keine Autos mehr darauf fahren.

„Wie lange wird denn dieser Halt hier dauern, und wann werden wir weiterfahren?“ fragte ich. „Mañana!“ sagte die Frau, "morgen wird es weitergehen." Ich war damit zufrieden, denn ich wusste noch nicht, dass mañana zwar 'morgen' heißt, aber im normalen Sprachgebrauch auch so viel wie 'eine Woche' oder 'eine längere Zeit' bedeuten kann.

Als wir da so bei dem ranchito (dem kleinen rancho, der Hütte) standen und den ganzen Tag nichts zu tun hatten, fielen mir immer wieder zwei Dinge ein: Ich hatte einen Termin in den Kolonien, 500 km weiter im Inneren des Chaco. Diesen Termin durfte ich nicht verpassen! Zum anderen hatte ich nichts zu essen und nichts zu trinken mit. Wenn wir hier noch einen Tag und eine Nacht stehen würden, dann müsste ich wohl eine unfreiwillige Fastenzeit durchmachen! Zum Glück gab es in dem ranchito ein paar Kleinigkeiten zu kaufen. Galletas (steinhartes Gebäck ohne Geschmack, wie Schiffszwieback), picadillo (Hackfleisch) in Dosen und Getränke.

Schon lange hatte ich nicht mehr einen ganzen Tag zugebracht, ohne etwas zu tun. Wir konnten nur dasitzen und uns langweilen. Es war heiß, und wir suchten den Schatten unter den spärlich belaubten Bäumen vor dem ranchito. Ich las viel in meiner Bibel. Gegen Abend wurde es kühler.

Nichts geschah... Doch plötzlich kündigte eine Staubwolke in der Ferne an, dass eine Vieherde unterwegs zur Stadt war. Bald waren die Reiter zu erkennen, die die Herde an der Seite begleiteten. Wir konnten das Schauspiel des Viehtreibens in aller Ruhe beobachten. Vor dem ranchito kam die Herde zum Stehen.

Zuerst stiegen nun die peones von ihren Pferden. Sie nahmen den nassgeschwitzten Reittieren die Schaffelle, die Sättel und das Zaumzeug ab. Dann trieben sie sie in einen coral (umzäunter Sammelplatz) in der Nähe der Hütte. Dort gaben sie ihren Pferdchen Wasser; Futter mussten sich die Tiere selber suchen. Unter einem Baum legten die Gauchos ihre Sättel und Schaffelle zurecht. - Als sie in den ranchito gingen, sah ich, wie müde, verstaubt und verschwitzt die Kerle waren. Viehtreiber zu sein ist nicht nur ein romantischer Beruf: Es ist auch ein elend harter Job.

Hier unter dem Baum, auf ihren Schaffellen, verbrachten die Männer die Nacht. (Wir versuchten sitzend im Bus etwas Schlaf und Ruhe vor den Mücken zu finden.) Früh, mit dem ersten

Morgengrauen, waren die peones wieder auf. Eine Weile saßen sie noch in einer Runde zusammen, tranken ihren 'Mate' (Yerba Tee, mit heißem Wasser) und erzählten. Dann trieb einer die Pferde zusammen, es wurde gesattelt, und schon bald waren sie wieder mit ihren Rindern auf dem Weg zur Stadt.

Der Yerba ist das Nationalgetränk der Paraguayer. Er wird mit einer bombilla, einem metallenen Saugrohr, aus einem Kuhhorn getrunken. Der grobe, grüne Tee besteht aus Blättern und kleinen Zweigen eines niedrigen Baumes. Er wird durch Fermentieren, Trocknen und Zerkleinern gewonnen. Das Trinkgefäß füllt man gewöhnlich dreiviertel voll mit dem Tee und gießt immer ein wenig Wasser dazu, das man in kleinen Schlucken mit dem Saugrohr durch den Tee zieht. Wenn das Wetter kühl ist, wird Mate getrunken. Wenn der Tag heiß wird, trinkt man den Tee mit kaltem Wasser - er heißt dann 'tereré'.

Unterwegs auf der langen Strecke durch den Chacobusch trafen wir später noch mehrere Gauchos mit ihren Viehherden. Übrigens ging die Fahrt nicht so vonstatten, wie ich es erhofft hatte. Mehrere Male blieben wir noch für längere Zeit bei irgendeiner Hütte oder einer Militärstation in der endlosen Weite stehen. Da mussten wir warten, bis die Straße einigermaßen trocken war und wir weiterfahren konnten. Im ganzen waren wir wohl mehr als vier Tage in der Wildnis unterwegs, um die 500 km bis zu den Kolonien zurückzulegen.

Auf der langen Fahrt konnte ich ausgiebig eine junge Indianerin mit ihrem Baby beobachten. Sie war in Villa Hayes zugestiegen und hatte kein Gepäck mit. Wenn das Kind nicht gerade in ihren Armen schlief, spielte die junge Indianerin mit ihm oder gab ihm die Brust. Das Kind war nur mit einem alten Hemdchen bekleidet, ohne Windeln und ohne Höschen. Die Mutter hatte allerdings einen Lappen in der Hand, den sie immer in die Nähe des Kinderpos hielt. Das Baby machte seine Geschäfte auf den Lappen, der bis zum nächsten 'Vorfall' schon wieder trocken war. Ich war fasziniert von der Lebenskunst der Landesbewohner!

Während ich mir dauernd Sorgen um meine Termine machte, die bereits überschritten waren, ließ die Frau auf dem ganzen Weg kein Anzeichen von Ungeduld oder Ärger erkennen. Sie lachte und spielte die meiste Zeit mit ihrem Baby.

Etappe für Etappe konnten wir die Reise fortsetzen, wenn die Lehmstraße einigermaßen getrocknet war. Je weiter wir in das Innere des Chaco vordrangen, desto näher kamen die Sträucher und Krüppelbäume an den Fahrweg heran und desto weniger konnte man von der ungeheuer weiten, flachen Landschaft sehen. Es dauerte insgesamt 4 Tage, bis der völlig verdreckte Bus endlich doch noch in Filadelfia ankam. Die Fahrgäste waren müde, verschwitzt und vollgestaubt, aber froh, am Ziel ihrer Reise, im Zentrum der mennonitischen Kolonie Fernheim, angekommen zu sein. Nicht immer dauerte diese Reise so lange. Später bin ich noch oft von Asunción nach Filadelfia gefahren. Aber nie mehr habe ich vier Tage für diese Fahrt gebraucht.

Die Kolonien der mennonitischen Siedler waren wie eine Oase, eine andere Welt in der Chaco-Wildnis. Wenn ich geglaubt hatte, dass wir uns mit jedem Kilometer weiter von der Zivilisation entfernen würden, so wurde ich jetzt eines anderen belehrt. Filadelfia war ein sauberes Städtchen. Die Straßen waren zwar aus Erde, denn in diesem ganzen Gebiet gibt es keine Berge und keine Steine. Alles ist eben wie ein Brett. Pampa (Grasland) wechselt im Chaco mit niedrigem, dornigem Buschwerk ab. Es ist trocken und heiß, im Sommer bis zu 48 Grad C. Manchmal regnet es sechs bis acht Monate überhaupt nicht.

Die Straßen von Filadelfia waren also aus Erde, aber sehr breit und großzügig angelegt. Der Verkehr bestand aus Pferdekutschen, die hier und da durch den Ort rumpelten. Alle Verkehrswege verliefen

genau parallel und teilten den Ort in viereckige 'manzanas' (Häuserblöcke) ein. Die Häuser der Stadt waren niedrig, aus Lehmziegeln erbaut und mit einem weit ausladenden Blechdach, um möglichst viel Schatten zu erhalten. Außerdem standen die Einfamilienhäuser weit ab von der Straße und vom nächsten Nachbarn. Dort waren sie meist unter Bäumen versteckt, so dass Filadelfia kaum wie ein Dorf und schon gar nicht wie eine Stadt aussah.

Doch waren sich alle einig, dass dies die 'Stadt' war. Hier gab es ein 'Industriewerk' mit einem langen, eisernen Schornstein, aus dem beständig Rauch herausquoll. In der Fabrik wurden die landwirtschaftlichen Erzeugnisse der Kolonie verarbeitet: hauptsächlich Baumwolle und Erdnüsse.

Dem 'Industriewerk' war eine Schlachtereie angegliedert. Das war sehr wichtig, denn im Chaco gibt es viele Rinder. Ihr Fleisch ist eines der Grundnahrungsmittel für die Bevölkerung und eine Einnahmequelle für die Farmer. Die Kuhhäute wurden gesammelt, präpariert und in Asunción verkauft. Auch eine kleine Molkerei gab es damals schon, wo die Bauern ihre Milch abliefern. Viel Milchprodukte konnten noch nicht erzeugt werden, aber dieser Zweig weitete sich später sehr aus, so dass die Mennoniten Hauptlieferant für pasteurisierte Milch, für Butter, Käse und Yoghurt im ganzen Land wurden.

In der 'Stadt' befanden sich auch die meisten Werkstätten: Sattlerei und Schusterladen, Tischlerei, Klempnerei, Schmiede, Schlosserei für die Erntemaschinen und die Traktoren, eine Uhrmacherwerkstatt bzw. eine Werkstatt für Haushaltsgeräte und Radioapparate. Wer irgend etwas repariert haben wollte, musste also ins Zentrum der Kolonie.

In dieser 'Stadt' gab es auch Läden. Der größte Laden war die 'Kooperative', der 'Konsum' oder Genossenschaftsladen. Hier konnten die Bauern die wichtigsten Gebrauchsgegenstände einkaufen. Neben Nahrungsmitteln wie Reis, Mehl und Zucker in Zentnersäcken, Eiern, Bohnen und Gewürzen gab es auch Blechschüsseln, Kannen, Töpfe und Eimer, alles Erzeugnisse der eigenen Klempner.

Auch Stoffe konnte man hier erwerben; denn meistens nähten die Hausfrauen noch die Kleider für ihre Familien selbst. Die zum Nähen erforderlichen einfachen Nähmaschinen mit Fußantrieb, waren ebenfalls in der Kooperative ausgestellt.

In einer anderen Abteilung konnte man 'Kurzwaren und Geschenkartikel' kaufen. Dazu gehörten Spiegel, Käämme, Haarspangen, Nähzeug, Kugelschreiber, Hefte und auch Uhren. Alles recht rustikal, robust und in geringer Auswahl, den Bedürfnissen und Ansprüchen der einfachen Landbevölkerung angepasst.

Radios gab es auch schon, obwohl der nächste Sender über 500 km entfernt war. Auf UKW und Mittelwelle war da nichts hören. Aber auf Kurzwelle konnten die Interessierten ferne Stationen aus Argentinien, Brasilien - und aus Ecuador empfangen, sogar christliche Sendungen in deutscher Sprache von Radio HCJB! Wer ein wenig technisch versiert war, dem gelang auch der Empfang der Deutschen Welle aus Deutschland.

Für die reicheren Bürger hatte die Kooperative auch Fahrräder und sogar Motorräder aus der Landeshauptstadt besorgt. Das Fahrrad war neben dem Pferd ein recht gebräuchliches Verkehrsmittel. Für das ebene Gelände und die weit auseinanderliegende Stadt bewährte sich das Fahrrad am besten. Mit dem Fahrrad fuhr man zur Schule, erledigte seine Einkäufe und erschien zu den Gemeindeveranstaltungen während der Woche.

Besonders interessant fand ich aber die typischen Waren, die die Männer kauften: Sättel, Zaumzeug, Steigbügel, Sporen, Peitschen, die breiten Hüte zum Schutz gegen die unbarmherzige Sonne, Lassos zum Einfangen der Kühe, Ketten, Draht, Nägel für die Zäune, Werkzeug, Feldflaschen usw. Solche Schätze hatte ich noch nie in einem gewöhnlichen Geschäft gesehen. Sie spiegelten etwas von dem Alltag, der Lebensweise und der Arbeit der Einwohner wider. Alles erinnerte mich an die

Cowboyromantik des Wilden Westens.

Kurz: in der Kooperative gab es alles, was eine Bauernfamilie im Chaco brauchte. Der Genossenschaftsladen war aber nicht die einzige Stelle, wo man einkaufen konnte. Da war noch ein Bäckerladen, weitere Kleider- und Ledergeschäfte, ein kleines Hotel, ein Bücherladen. Vor jedem Geschäft waren Pflöcke mit Querbalken aus Palmenstämmen angebracht, der 'Wolm', wo die Bauern aus den umliegenden Dörfern die Pferde ihrer Fuhrwerke anbinden konnten. So sah man tagsüber vor der Kooperative und den Läden meinst eine lange Reihe wartender Pferdefuhrwerke.

Diese 'Stadt' hieß Filadelfia. Sie war in jeder Hinsicht das Zentrum der Kolonie. Immer wieder musste der Bürger hier herkommen, um seine Produkte abzuliefern und sich mit den nötigsten Gebrauchsgegenständen einzudecken. So kam es, dass die Stadt auch das soziale Zentrum wurde. Hier standen die drei großen Kirchen, die einmal im Monat, zur Gemeindestunde, von den weit entfernt in den Dörfern lebenden Gliedern besucht wurden. In Filadelfia befand sich auch die 'Zentralschule' in die die Kinder, die es etwas weiter bringen wollten, von der 7. bis zur 12.Klasse gehen konnten. Wer nicht Bauer werden wollte, der konnte das Lehrerseminar oder die Schwesternschule (die dem Krankenhaus angegliedert war) in der 'Stadt' besuchen.

Dies war also Filadelfia, das Zentrum der Kolonie Fernheim. Ein ähnliches Zentrum hatten auch die Nachbarkolonien Menno und Neuland. Zu jeder dieser mennonitischen Siedlungen gehörten so 30 bis 60 Dörfer und in jedem Dorf lebten etwa 6 bis 15 Familien auf ihren eigenen Höfen. -- In Filadelfia sollte also in wenigen Monaten die Großevangelisation stattfinden - und ich war hergeschickt worden, um dieses Ereignis vorzubereiten.

Nachdem man wusste, dass ich angekommen war, wurde ich zum Leiter des 'Komitees für Kirchliche Angelegenheiten' gebracht, einem wettergebräunten, zähen, bedächtigen Mann. Mit wenigen, aber freundlichen Worten wurde ich willkommen geheißen und bekam mein Quartier zugewiesen. Es war mir schrecklich peinlich, dass ich meinen Termin für die ersten Besprechungen verpasst hatte. Deshalb begann ich mit langen Erklärungen über die abenteuerliche Busreise. Doch dem Herrn Fröse schien das gar nicht wichtig. Er sagte nur: „Wir hatten gehört, dass es unterwegs geregnet hatte und der Bus nicht planmäßig eintreffen würde. Darum hatten wir auch keine Sitzung einberufen.“ - So einfach war das.

Später wurde ich zum 'Missionsbüro' gebracht, von wo aus die Vorbereitungen koordiniert werden sollten. Hier standen zur Verfügung: Konferenzräume, ein Feldtelefon, ein Tisch mit einer Schreibmaschine, alle anderen Dingen, die ich für meine Arbeit brauchte, und sogar eine Sekretärin. Das Missionsbüro selbst befand sich mitten in Filadelfia und war, wie die meisten Häuser, aus Lehmwänden erstellt, mit einem Lehmfußboden und einem Blechdach. Die Möbel waren massiv, einfach und rustikal.

Der Anfang der ganzen Großevangelisation war eine Besprechung mit den verschiedenen Gemeindeleitern und Diakonen. Alles ging sehr ruhig und trocken zu. Ich erklärte erst einmal, dass wir die Verantwortungen der Vorbereitung auf möglichst viele Personen verteilen wollten. Damit die Leiter und die Gemeinden eine Vorstellung von einer Großevangelisation mit Leo Janz bekämen, wollte ich Lichtbilder aus früheren Veranstaltungen im Abendgottesdienst zeigen. Das war auch kein Problem. Strom wurde in den Dörfern für die Dauer der Abendveranstaltung mit kleinen Aggregaten erzeugt.

Wie erstaunt war ich, als ich am Abend in die Kirche von Filadelfia kam. Erst einmal war das Gebäude riesig für eine so kleine Siedlung. Dann waren etwa 300 Personen anwesend: Männer, Frauen, Alte, Jugendliche und Kinder. Die Männer hatten meist ein weißes Hemd an, die Frauen leichte Kleider. Trotz der Abendstunde war es heiß. Die große Zahl der Besucher, der Ernst, die Ordnung, der Gesang - alles beeindruckte mich tief. Ich wusste nicht, dass unter diesen Siedlern so viele ernste Christen lebten, und ich fragte mich, wozu wir überhaupt eine Evangelisation durchführen sollten. „Doch, doch“,

versicherten die Prediger, „wir brauchen eine Erweckung.“

3. Gebet

In den nächsten Tagen organisierten wir dann die Arbeit. Als erstes wollten wir das Gebet, die Fürbitte für die Großevangelisation, anregen. Dazu bestimmten wir einen Prediger mit einem Helfer, der die Gemeinden besuchen und zum Gebet motivieren sollte. Spezielle Gebetsversammlungen würden in den Kirchen einberufen werden. Die Beter sollten ermutigt werden, sich in kleineren Kreisen in den Häusern zu treffen.

Der Leiter des Gebetskomitees hatte die Aufgabe, alle Gebetsveranstaltungen zu koordinieren. Er sollte die Kreise so oft wie möglich besuchen und Gebetsnachrichten und -anliegen weiterleiten. So gab das Gebetskomitee bald Informationsbriefe heraus und verteilte sie an die Gruppen und Gemeindeglieder. Dadurch wurden die Gläubigen über den Fortgang und die Schwierigkeiten bei den Vorbereitungen unterrichtet. Das Gebetskomitee organisierte auch ein Seminar, in dem über die Bedeutung und Macht des Gebetes, über den praktischen Ablauf der Gebetsversammlungen und die äußere Form der Gebete gesprochen wurde.

Mit den Gebetsgruppen gab es keine besonderen Schwierigkeiten - höchstens, dass es sehr viele waren. Die Christen hier in den Kolonien wussten, wie wichtig Gebet ist und wie man betet. Durch große Nöte und leidvolle Erfahrungen hatten sie es gelernt, mit Gott zu sprechen. Die Geschichte - und die Vorgeschichte! - dieser deutschstämmigen Siedler im Chaco ist nämlich von schwersten Verfolgungen und Leiden gekennzeichnet.

Noch bevor Martin Luther mit seiner Reformation der katholischen Kirche begann, machte ein holländischer Priester von sich reden. Es war Menno Simons, ein Mann, der es mit dem Glauben und der Bibel sehr ernst meinte. Nach seiner Bekehrung, einer lebensverändernden Begegnung mit Jesus Christus, sah er viele Traditionen und Dogmen der Kirche mit anderen Augen. Vor allen Dingen war ihm an einer persönlichen Entscheidung seiner Gemeindeglieder für Christus gelegen. Er betonte den echten Herzensglauben, die konsequente Nachfolge Jesu und die Heiligung. Seine Anhänger wurden bald 'Mennoniten' genannt, nach ihrem Führer Menno (Simons).

Es dauerte nicht lange, da setzten in Holland und Norddeutschland, dem Wirkungskreis Menno's, schwere Verfolgungen ein. Vor allem wollte man den Leiter der Bewegung ausschalten und hinrichten. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als in den Untergrund zu tauchen. Das Interesse an den Ideen des Menno Simons und an den Lehren der Bibel wuchs aber weiter - und die Verfolgungen wurden immer härter! Schon in diesen Jahren der Leiden, der Verfolgung, der Angst und der Flucht lernten die Christen das Beten. Schließlich suchten sich die Mennoniten ein Land, wo sie in Ruhe leben und ihren Glauben frei ausüben konnten. So zogen sie zunächst weiter nach Preußen.

Zu dieser Zeit erwies sich auch Russland als ein gastfreundlicher und entgegenkommender Staat. Katharina die Große, die Kaiserin des riesigen Reiches, war an einer Besiedlung der Ukraine und an der Bewirtschaftung weiter, fruchtbarer Landflächen interessiert. Die Mennoniten aus Holland und Norddeutschland waren als gute Bauern bekannt. Sie verstanden viel von Landwirtschaft und Deichbau. So siedelten in den Jahren 1764 bis 1774 immer mehr verfolgte Christen nach Russland über und gründeten dort Dörfer und große Kolonien. Über mehrere Generationen hinweg hatten sie Frieden und konnten sich wirtschaftlich entwickeln. Gleichzeitig verarmte aber bei vielen das geistliche Leben und das Gebet.

Durch ihren Fleiß, ihre Sparsamkeit, ihre Kenntnisse der Landwirtschaft und ihren Zusammenhalt kamen die Mennoniten in Russland bald zu beachtlichem Wohlstand. Ihr Gemeinschaftssinn, die gegenseitige Hilfe und die Gründung von Kooperativen machten sie stark und unabhängig. Die Regierung brauchte sich wenig um die Siedlungen zu kümmern. Sie ließ den Einwanderern ihre Nationalität und ihre Selbstverwaltung. So blieben die Sprache und die Kultur der deutschstämmigen Mennoniten über Jahrhunderte erhalten.

Die Siedler auf der Krim und in der Ukraine wussten, dass sie keine wirtschaftliche Hilfe von der Regierung erwarten konnten. Daher bauten und unterhielten sie ihre Straßen, Schulen und Krankenhäuser selber. Sie lebten abgesondert in ihren Siedlungen, in die nur gelegentlich einige Russen auf der Suche nach Arbeit und Verdienst kamen. Die Mennoniten waren loyale Bürger und machten dem Staat keine Schwierigkeiten. Auf ihren Farmen produzierten sie Nahrung für weite Teile Russlands.

So genossen sie den Respekt und das Ansehen der Autoritäten und der übrigen Landesbewohner - bis 1917 der Kommunismus die Macht im Land übernahm. Da begann eine neue, große Leidenszeit für die deutschstämmigen, wohlhabenden und traditionell christlichen Mennoniten. Zuerst wurden alle größeren Betriebe enteignet. Viele Gutsherren wurden abgesetzt, in Gefängnisse gesperrt, gequält und getötet. Knechte übernahmen die Güter, konnten aber den Betrieb nicht fortführen. Mehr und mehr Höfe verkamen mit der Zeit. Später begannen auch die Verfolgungen der Prediger und christlichen Leiter. In den Augen der Kommunisten waren die Christen eine große Gefahr für das Land und ein Feind der atheistischen Ideen von Marx, Engels und Lenin. Prediger, Diakone, Chorleiter und christliche Lehrer wurden bespitzelt, bedroht, gefangengenommen, verschleppt und in den Gefängnissen Russlands oft grausam getötet.

Unter diesem Druck lernten die Mennoniten wieder das Beten. Schließlich blieb ihnen nichts weiter übrig, als in der Flucht Rettung zu suchen. Viele verließen ihre Güter, Felder, Häuser und Vieh und zogen ostwärts in der Hoffnung, dass der Kommunismus in den Weiten Sibiriens an Schärfe und Fanatismus abnehmen würde. Doch der Kommunismus breitete sich rasch weiter aus. Nachdem der Zar Nikolaus II zur Abdankung gezwungen worden war, herrschte Anarchie. Von keiner Seite gab es Hilfe oder Schutz. Die Regierung hatte die Kontrolle verloren. Gerechtigkeit oder Barmherzigkeit waren von den Revolutionären nicht zu erwarten. Wer nicht in die Gefängnisse geworfen oder getötet wurde, dem stand ein langer Leidensweg auf der Flucht bevor.

Einigen Mennoniten gelang es, durch massiven Zustrom zu den Behörden in Moskau, Visa für ein rechtmäßiges Verlassen Russlands zu erwirken. Diese Gruppe konnte nach Deutschland gelangen. Dort wurde ihnen aber keine Aufenthaltsgenehmigung erteilt, und sie mussten sehen, wo sonst in der Welt sie Bürgerrecht finden konnten. Ein Teil der Flüchtlinge durfte nach Kanada einreisen. Andere wurden abgewiesen. Sie suchten und fanden in Brasilien und in Paraguay Asyl.

Russlanddeutsche, die keine Ausreisewilligung bekamen, flohen vor dem Kommunismus bis an die Grenze Chinas. Dort gelang es einigen Gemeinschaften über den zugefrorenen Amur-Fluss nach China zu entkommen. Aber sie konnten auch nur vorübergehend bleiben und mussten so schnell wie möglich ein Land finden, das sie freundlich aufnahm. Die Mutter meiner Frau gehörte zu einer Dorfgemeinschaft, die über den Amur nach China und von dort über Frankreich nach Paraguay gelangte. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass in dieser ständigen Todesgefahr sehr viel gebetet wurde.

Im Chaco von Paraguay waren diese Mennoniten nun zwar frei und sicher vor dem Kommunismus und den grausamen Verfolgungen, aber das Leben war auch nicht viel leichter. Hier in der Wildnis war es bisher noch keinem Siedler gelungen, Fuß zu fassen. Das Klima war zu ungünstig: Die große Hitze erschwerte das Arbeiten auf den Feldern. (Besonders litten die Einwanderer, die gerade aus der Kälte

Sibiriens gekommen waren.) Die Umstellung und die Anpassung an das Landklima in dem subtropischen Paraguay war äußerst schwierig. Lange Trockenzeiten führten häufig zu Missernten, und Heuschreckenplagen und Ameisen vernichteten die Pflanzungen.

Der Chacobusch war dicht und zäh und die Urbarmachung sehr mühsam. Dazu hatten die Bauern weder Vieh, Saatgut oder landwirtschaftliche Geräte, noch hatten sie Anhaltspunkte, welche Nutzpflanzen hier angebaut werden konnten. In den Anfangsjahren im Chaco starben viele Menschen an Typhus, an Unterernährung oder an Schlangenbissen.

All diese Nöte und Leiden hatten die Mennoniten das Beten gelehrt. In ihrer Verzweiflung haben sie sich immer wieder an Gott gewandt. Nach der Befreiung und Errettung haben sie ihrem Schöpfer und Erlöser gedankt. Noch ehe ein eigenes Haus im Chaco gebaut war, noch ehe eine noch so kleine Ernte eingebracht war, haben die Siedler schon Gebetsversammlungen und Dankgottesdienste unter freiem Himmel abgehalten.

Auch in den Dörfern wurde regelmäßig gebetet. Ein geeigneter Platz dafür war die Schule. Dort versammelten sich dann die Bauern jeden Samstagabend und nahmen in dem engen Raum und auf den kleinen, harten Holzbänken Platz, auf denen sonst die Erstklässler saßen. Zuerst wurde gesungen, dann hielt jemand eine kurze Andacht, danach wurde gebetet.

Das Programm dieser Gebetsstunden war keineswegs attraktiv. Und doch waren fast alle Dorfbewohner zugegen: Männer, Frauen und Kinder. Gesprochen wurde nicht viel. Diese einfachen Leute hatten keinen großen, gewählten Wortschatz. Ja, die meisten hatten ihre liebe Mühe mit der hochdeutschen Sprache. Aber für die Andacht und das Gebet wurde nicht das Plattdeutsch ihres Alltags gebraucht.

In diesen Gebetsversammlungen sagte man Gott immer wieder Dank für die Befreiung aus dem Kommunismus. Da viele Beter ihre Verwandten in Russland unter Verfolgung und schrecklichen Umständen hatten zurücklassen müssen, wurde ganz besonders für diese gebetet. Oft gab es dabei auch Tränen, wenn beispielsweise eine ältere Frau um die Befreiung ihrer Geschwister flehte.

Ein häufiges Gebetsanliegen für die Chacobewohner war auch das Wetter. Manchmal regnete es ein halbes Jahr oder noch länger nicht einen Tropfen! In dieser heißen Gegend war das besonders unheilvoll für Landwirtschaft und Viehzucht. Es kam immer wieder vor, dass in längeren Dürreperioden den Bauern die Kühe verdursteten, manchmal zu Dutzenden! Dann kreisten die Geier über den ausgetrockneten Lagunen, und die gebleichten Knochen der Rinder lagen gespenstisch auf dem rissigen Boden herum. Das war nicht nur ein trauriger Anblick für den Bauern, sondern auch eine Existenzfrage. Es gab dann kein Einkommen, die Schulden konnten nicht zurückgezahlt werden, die Kinder konnten nicht zur höheren Schule gehen, und die wirtschaftliche Lage war nahezu hoffnungslos. Aber auch die Felder litten unter der Dürre. Die Baumwolle vertrocknete am Halm. Die Erdnüsse brachten einen so geringen Ertrag, dass es sich nicht lohnte, die Ernte einzuholen. Als Folge der häufigen und anhaltenden Dürreperioden gab es nur in großen Zeitabständen eine gute, brauchbare Ernte. Gerade weil das Klima so heiß und trocken war, hatten es bisher noch keine Siedler in dieser Gegend ausgehalten. Für die Mennoniten gab es aber keine andere Wahl. Sie mussten bleiben. Wo sollten sie auch hin?

Ein Klima zum Besseren zu verändern ist auch mit den modernsten Erkenntnissen und Errungenschaften nicht möglich. Und für die armen, vertriebenen Bauern im Chaco, um die sich kaum jemand kümmerte, war es erst recht nicht möglich. Die einzige Zuflucht, die sie kannten, war ihr Gott. Er war ja der Herr auch über das Wetter. So wurden in den Zeiten langanhaltender Dürre Gebetsstunden um Regen einberufen. Man flehte ernstlich und demütig zu Gott. Es kam zu Bußversammlungen, in denen die Leute ihre Sünden bekannten, um Gott gnädig zu stimmen. Die Trockenzeiten waren wirklich schwere Glaubensprüfungen für die Christen, denn der Regen konnte ja

auch nicht einfach durch ein Gebet 'herbeigezaubert' werden.

Einesteils lebten die Bauern damals noch viel mehr in der Abhängigkeit von Gott. Sie kamen öfter zusammen, um ihre Anliegen vor ihren himmlischen Vater zu bringen. Von der Erhörung der Gebete hing oft ihre ganze Existenz ab. Andererseits war es für viele Gläubige aber auch ein schwerer Konflikt, wenn nach stundenlangem Gebet immer noch kein Gewitter aufkam oder sich die vielversprechenden Wolken wieder verzogen.

Die Trockenheit war nur eines der Probleme, mit denen die Pioniere im Chaco zu kämpfen hatten. Ein anderes Problem waren die Plagen. In der Anfangszeit fielen alle paar Jahre unüberschaubare Heuschreckenschwärme vom Süden ins Land ein. Die großen Insekten ließen sich dann auf den Feldern und in den Gärten nieder und fraßen alles Grüne radikal auf. Ein Erdnussfeld, eine Weide, ein Obst- oder Gemüsegarten war dann in wenigen Stunden total kahlgefressen und abgestorben.

Ich hatte in Deutschland nie etwas von einer Heuschreckenplage gehört. Die Erzählungen darüber muteten mich deshalb ausgesprochen apokalyptisch an. Man wurde an das Volk Israel in Ägypten erinnert, wo Gott vernichtende Heuschreckenschwärme sandte, oder auch an die Offenbarung. Was ich ebenfalls nicht wusste war, dass man praktisch nichts gegen diese unendliche Zahl von Insekten tun kann. Die Heuschrecken kommen in solch großen Scharen angefliegen, dass es den Himmel verdunkelt wie eine Wolke. Der Mensch ist machtlos gegen solche Plagen wie auch gegen Dürre, Krankheit oder Feuer. Das einzige, was die Bauern tun konnten, war beten. Sie wandten sich in ihrer Not und Ohnmacht an Gott um Hilfe.

Nöte gab es genug im Leben der Siedler, und wie man betet, das hatten diese leidgeprüften Menschen in den Jahren der Verfolgung in Russland, auf der Flucht und in der schweren Anfangszeit im trockenen, heißen Chaco gelernt! Die Gebetsversammlungen zur Vorbereitung unserer Evangelisation waren ausnahmslos gut besucht.

4. Musik

In den Evangelisationsversammlungen sollte viel gesungen werden. Musik war attraktiv und konnte die Botschaft des Evangelisten unterstreichen und vertiefen. Ein Pianist und ein Sänger gehörten zum Janz-Team, und ihre Mitwirkung war auch hier im Chaco geplant. Es sollten aber auch Chöre aus den Gemeinden das Programm mitgestalten. Das war kein Problem. Die drei Kirchen in Filadelfia hatten jede einen großen Chor. Bei den Mennoniten wurde stets viel gesungen. Auch im Gottesdienst sang die ganze Gemeinde, oft sogar vierstimmig. Nur die Begleitung mit Musikinstrumenten war eher dürftig. Einige Mädchen konnten aber recht gut Klavier spielen.

Dem Gesang wurde bei den Siedlern im Chaco immer eine große Bedeutung beigemessen. Am Sonntagmorgen konnte man schon von weitem die Gemeinde singen hören. Das fiel auch den Indianern auf, die in der Nähe der Dörfer wohnten. Als unter den Lenguas und den Chulupies später die ersten Gemeinden entstanden, nannten die Indianerchristen ihre Versammlungsstätten 'Singhäuser'. Gottesdienst, Gebet und Gesang gehörten für sie zusammen. Aber der Gesang war das, was sie bei den mennonitischen Gottesdiensten am stärksten beeindruckte.

Als die Mennoniten um 1930 in diese Wildnis kamen, lebten die Chaco-Indianer noch wie Steinzeitmenschen. Das Land war unendlich weit, aber weder die Vegetation noch die Tierwelt waren sehr üppig. Außerdem war es heiß und es fehlte an Wasser. So zogen die Indianer von einer Wasserstelle zur anderen und jagten unterwegs meist Kleinwild. Diese wenigen in kleinen Gruppen in

der unendlichen Weite verstreut lebenden Indianer waren vom Aussterben bedroht.

Die Indianer waren aber hauptsächlich durch ihre seltsame Art der 'Familienplanung' vom Aussterben bedroht: Wenn eine Frau das zweite oder dritte Kind bekam, dann tötete die Großmutter es, indem sie dem Kleinen Sand in den Mund stopfte, bevor es den ersten Schrei tun konnte. Solange das Kind nicht geschrieen oder geatmet hatte, war, nach dem Glauben der Indianer, noch kein Leben in ihm. Bei den Ayoreos wurden alte oder kranke Glieder der Gruppe zum Sterben allein gelassen während die Gruppe weiterzog. Es war auch üblich, sterbende Stammesgenossen lebendig zu begraben. Das Lager und die einfachen Hütten mit aller Habe wurden nach einem Todesfall angezündet, um die bösen Geister zu vernichten.

Einige Indianerstämme im Chaco waren recht friedlich und eher ein wenig phlegmatisch. Sie suchten nicht den Streit oder die Konfrontation mit den Siedlern, sondern strebten ein freundschaftliches Miteinander an. Sie halfen den Mennoniten beim Häuserbau, bei der Feldbestellung und bei der Ernte. Viele bettelten aber auch nur.

Andere Stämme waren jedoch sehr misstrauisch, ängstlich und reizbar. Mit ihnen konnte es eher zu einem Streit kommen. Und schließlich gab es auch noch ganz kriegerische Stämme, die aus dem Töten von Menschen geradezu einen Sport gemacht hatten. Hin und wieder wurden auch einsame Gehöfte der Siedler von Indianern überfallen. Dann töteten die 'Moros', wen immer sie antrafen. Geraubt wurde bei diesen Überfällen wenig.

Schon bald nach ihrer Ankunft begannen einige Mennoniten, Kontakt mit den umherziehenden Indianern aufzunehmen, um ihnen das Evangelium zu bringen. Das war gar nicht so leicht. Zuerst mussten die Missionare sich mit den Gewohnheiten der Indianer vertraut machen und ihre Sprache lernen. So etwas ist meist ein langer Prozess mit vielen Enttäuschungen, Missverständnissen und Rückschlägen. In den ersten Jahren saßen die Indianer mit versteinerten Gesichtern und hörten die Missionare an, ohne eine Reaktion zu zeigen. Manche Christen in der Kolonie meinten, es habe keinen Zweck, diesen primitiven Menschen das Evangelium klarmachen zu wollen. Die Indianer lebten ja noch wie die Urmenschen, hatten nie eine Schule besucht und waren es nicht gewohnt, viel zu denken. Doch im Laufe der Zeit bekehrten sich einige junge Männer und Frauen unter den Indianern. Die biblischen Lehren brachten nun große Veränderungen für die Ureinwohner. Zunächst nahmen die Christen unter ihnen nicht mehr an den Festen mit Trinkgelagen und unmoralischen Ausschweifungen teil. Sie versuchten, Familien nach biblischem Muster zu bilden. Das Töten Neugeborener kam für die Christen auch nicht mehr in Frage. Ein ganz neuer Moralkodex war für sie zu erlernen. Lügen und stehlen war jetzt als falsch und als Sünde erkannt worden. Wer gläubig geworden war, dem konnte man vertrauen.

Die jungen Christen unter den Indianern versammelten sich nun auch zu Gottesdiensten und Gebetsstunden. Zuerst waren es ausschließlich die Missionare, die predigten und das Wort Gottes auslegten. Später lernten die Indianer auch lesen, und einige unter ihnen bildeten sich weiter zu geistlichen Leitern. Die früheren Streifjäger gewöhnten sich daran, den Sonntag zu heiligen, einer Predigt oder Bibelauslegung zuzuhören und neue Lieder zu singen.

Der Gesang der Indianer im Chaco war bisher sehr eintönig gewesen. Ein paar urige Laute im Rhythmus zu den primitiven Trommeln 'gesungen', das war alles, was man kannte. Diese stundenlang wiederholten 'Gesänge' auf den Festen hörten sich unheimlich, furchterregend und wild an. Sie drückten Urinstinkte aus, dienten der Geisterbeschwörung und riefen zum Trinkgelage und zu sexuellen Ausschweifungen auf.

Die gläubig gewordenen Indianer lernten jetzt Chorusse, die aus dem Spanischen in ihre Sprache übersetzt worden waren, oder Erweckungslieder aus den USA. Dabei stellte sich heraus, dass diese

ersten Christen gerne sangen und es auch gut konnten. Einige lernten auch in kurzer Zeit Gitarre spielen. Manchem Gast kam es sonderbar vor, wenn diese braunen Männer kleine 'Conjuntos' bildeten und aus vollen Herzen sangen und spielten. Einige ahmten sogar recht gekonnt die amerikanischen Männerquartette nach.

Später kamen Anthropologen in die Kolonien, um die Indianer zu studieren. Da gab es viel Kritik und Vorwürfe für die Mennoniten. Sie hätten die Kultur der Indianer zerstört, hieß es da, und hätten ihnen ihre eigene europäische Kultur aufgezwungen. So versuchten einige wohlmeinende Indianerfreunde, die Ureinwohner wieder für ihre alten Gewohnheiten zu begeistern: für die Feste, die spärliche Kleidung, die Nahrungsmittel, die Hütten von früher und auch die alten 'Lieder'.

Doch die gläubigen Indianer lehnten es strikt ab, ihre alten Feste zu feiern und die schaurigen Lieder von damals zu singen. Sie meinten, das sei nicht nur eine Rückkehr in ihre alte Kultur, sondern auch in ihren alten Geisterglauben, in Unmoral, in ihr falsches Verständnis vom Leben und in ihre alten Sünden. Sie konnten nicht einsehen, wieso sie auf einmal wieder die primitiven Lieder singen sollten. -- Zu ihrem neuen Glauben gehörten eben auch die neuen Lieder. Für sie war das nicht aufgezwungene, fremde Kultur, es gehörte einfach zu einem neuen Leben als Christen.

Bei den Mennoniten waren Gesang und Musik schon immer ein wichtiger Bestandteil ihres Gemeindelebens. Zu Gottes Ehre sollten die Lieder erklingen. Sie waren ein Bekenntnis ihres Glaubens. Sie prägten die Lehrüberzeugungen. Sie beeinflussten das tägliche Leben der Christen. In den Liedern fand man Trost und Hoffnung in Prüfungszeiten, und sie waren für viele ein Anstoß zur Bekehrung. Was Predigten manchmal nicht erreichten, konnte durch Lieder geschehen.

Die Leute sangen gerne und gut. Allerdings waren Klassik und Pop wenig bekannt. Man sang ja fast nur in der Gemeinde und im Chor. Soli waren verpönt. In den Augen der meisten Gemeindeglieder war es ein Zeichen von Stolz und Einbildung, wenn sich jemand vor die Versammlung stellen und alleine ein Lied singen wollte. Kleine Chöre, Männerchöre, Frauenchöre, gemischte Quartette und sogar Trios waren dagegen erlaubt. Sie sangen öfter bei Hochzeiten oder Beerdigungen. Aber Soli, besonders von Frauen, blieben in den Kolonien noch eine Weile tabu.

Instrumente wie Gitarren, Posaunen, Flöten oder Schifferklavier wurden damals nicht im Gottesdienst verwendet. Das wichtigste Instrument in der Kirche war das Klavier. - Immerhin: durch den Gesang wurden viele Leute aktiv am Gottesdienst beteiligt; Musik war nicht die Sache einzelner Spezialisten. Singen konnten praktisch alle. Und durch den vierstimmigen Gemeindegesang bekamen die Kinder schon früh ein Gefühl für Harmonie.

Das Liedgut blieb auch nicht statisch und unverändert. Immer waren die Chorleiter oder die Jugendlichen auf der Suche nach neuen Liedern. Wer es sich eben leisten konnte, beschaffte sich daher so bald wie möglich ein Radio. Besonders die Kurzwellenprogramme von Radio HCJB - 'die Stimme der Anden' - trugen dazu bei, dass die Gläubigen manch neues Lied hörten und lernten. Die Deutsche Abteilung von HCJB stellte für lange Zeit jeweils ein 'Lied des Monats' vor. Das wurde immer wieder gespielt. Die Ansager lasen den Text langsam vor, so dass die Hörer mitschreiben konnten - und das taten auch sehr viele! Später brachte HCJB eine Serie von Liederbüchern heraus, sie fanden unter den Hörern weite Verbreitung.

Das Musizieren beschränkte sich aber nicht nur auf den Gottesdienst in der Gemeinde und nicht nur auf den Gesang. Einzelne Leute in der Kolonie hatten schon einen Plattenspieler. Das war im allgemeinen ein großer Luxus. Wer aber auf christliche Musik in seinem Heim und auf neue geistliche Lieder Wert legte, der zahlte gern den hohen Preis. Langsam kamen neue Schallplatten aus Deutschland oder Kanada in die Häuser. Die Jugendlichen lernten mit Begeisterung die zeitgemäßen Lieder. Oft wurden die Texte mit der Hand abgeschrieben, und die Sangesfreudigen legten sich ganze Hefte mit

handschriftlichen Liedertexten an.

Aber nicht nur geistliche Lieder wurden in den Häusern gespielt, sondern auch viele Volks- und Heimatlieder. Besonders Lieder aus der schönen Bergwelt von Tirol und der Schweiz erfreuten sich großer Beliebtheit. Warum, weiß eigentlich keiner. Diese Lieder hatten so gar nichts mit der Landschaft und dem Klima im Chaco zu tun, wo es keine Berge, keine Flüsse, keine Bächlein oder Brunnlein gab. Auch waren Herbst und Winter, Schnee und bunte Blätter für die Chacobewohner weitgehend unbekannt - so wie der Kuckuck, die Drosseln und Nachtigallen, die da besungen wurden. Trotzdem - oder gerade deswegen? - waren die Lieder so beliebt. Sie beschrieben eine idealisierte Welt. Das Interesse am Singen war bei der Jugend so groß, dass sich oft ganze Gruppen zusammenfanden, um bis spät in die Nacht hinein irgendwo im einsamen Busch ihre Heimat- und Liebesschnulzen zu schmettern. Für die Siedler, die sich vor nicht so langer Zeit in Paraguay niedergelassen hatten und denen Südamerika noch nicht ganz zur Heimat geworden war, waren die Lieder die Essenz ihrer Träume und Hoffnungen.

Richtige Musikausbildung gab es kaum. Viele Leiter standen auf dem Standpunkt: „Singen kann man entweder oder man kann es nicht. Eine Ausbildung ist da überflüssig.“ Diese Einstellung war wohl schuld daran, dass das Potential, das da in der Jugend und den Gemeinden steckte, nie richtig ausgenutzt wurde. Aber doch hatte die Kolonie schon einige Bürger, die im Ausland studiert hatten. Diese konnten dann Klavier und auch ein wenig Stimmbildung unterrichten. Erst im Laufe der Jahre gab es Seminare für Chorleiter, dadurch wurde die Qualität der Chöre erheblich verbessert.

In unserer Evangelisation sollte auch viel gesungen werden. Hier waren die einheimischen Chöre gefordert. Das Gesangskomitee war dafür verantwortlich, die Lieder für den Gemeindegesang und die Chöre auszusuchen, neue Sänger anzuwerben und einen Dirigenten zu ernennen, der alle Chöre zu einem vereinigen und diesen Gesamtchor leiten sollte. Hin und wieder traf ich mich mit diesem Komitee, um das Programm für die Evangelisationsversammlungen zu besprechen.

Manchmal nahm ich auch an einer Übungsstunde des Chors teil. Hier herrschten Disziplin, Ordnung und Respekt, das beeindruckte mich tief. Das Liedgut bestand nur zu einem geringen Teil aus alten lutherischen Chorälen, in der Hauptsache sang man Erweckungslieder aus dem Deutschen und aus dem Englischen oder Amerikanischen. Damals war gerade das erste Liederbuch aus der Serie »Jesu Name nie verklinget« neu in die Kolonien gekommen; es fand guten Anklang, und man sang gerne daraus. Vereinzelt wurden auch noch Lieder gesungen, die irgendwo, irgendwann in den deutschen Gemeinden in Russland entstanden waren.

Gesang und Musik sind ein starker Ausdruck der Kultur, der Werte und auch des Glaubens der Menschen. Bei den Mennoniten wurden viele christliche Lieder gesungen. So schien es nicht weiter schwierig, eine Menge Musik, Lieder und große Chöre bei dieser Evangelisation im Programm zu haben. Über den Stil und die Art der Lieder gab es keine Diskussion. Das Janz-Team sang die Erweckungslieder aus Kanada, die auch hier im Chaco teilweise bekannt waren.

Der Solist des Janz-Teams, Hildor Janz, hatte dann während der Evangelisation bald die Herzen aller Zuhörer erobert. Er sang leicht verständliche Lieder mit einer klaren biblischen Botschaft. Er trat dabei schlicht und demütig auf, ohne alle Starallüren. Nach der Versammlung half er auch im Ausspracheraum aus und hatte mit vielen suchenden Menschen Gespräche über den Glauben.

Auch der Organist, Harding Braaten, beeindruckte die Siedler stark. Harding war ein eher schüchtern wirkender, aber ein virtuoser Pianist. Wenn er gleichzeitig am Klavier und an der Orgel spielte, dann waren die Leute fasziniert. Sicher kamen viele zu den Veranstaltungen, nur um Harding spielen und Hildor singen zu hören.

Eine große Bedeutung hatte das Einladungslied „So wie ich bin, so muss es sein, nicht meine Kraft, nur

Du allein. Dein Blut wäscht mich von Sünden rein, o Gotteslamm, ich komm". Es wurde jeweils am Schluss der Versammlungen gesungen und sollte den Menschen helfen, ihre Entscheidung für Jesus zu treffen. Einige Besucher fanden dieses Lied zu gefühlvoll und zu sentimental, doch ich weiß, dass sicher Tausende von Menschen ihren letzten Anstoß zu einer Bekehrung durch eben dieses Lied bekommen haben.

5. Ordnung

Bei großen Versammlungen braucht man auch immer einen Ordnungsdienst. Das ist eine Gruppe von Männern, die die ankommenden Besucher in Empfang nimmt, sie in die Bänke einweist und während des Programms für Ruhe und Ordnung sorgt. Ordner geben eine gewisse Sicherheit; Redner und alle Versammelten wissen: da ist jemand, der bei eventuellen Zwischenfällen eingreifen kann.

Die Gemeindeleiter im Chaco waren indessen nicht so sehr begeistert von der Idee, einen Ordnungsdienst bereitzustellen. „Bei uns weiß jeder, wo er sich hinsetzen muss," sagten die einen. „Was soll schon in so einer Evangelisationsversammlung geschehen?" fragten die andern. Schließlich waren sie aber doch bereit, Männer in der angeforderten Anzahl für diesen Dienst zu bestimmen.

Mit der Ordnung und der Disziplin hatten die Bürger so ihre eigenen Erfahrungen. Die mennonitischen Kolonien im Chaco waren ja eine Art 'Staat im Staate'. Das merkte jeder Besucher sofort. Alles war hier anders als im übrigen Land: die Häuser, die Gärten, die Anlagen, das Pferdegeschirr, die Wagen, die Art sich zu kleiden... Papier und Abfall auf den Straßen, so etwas gab es hier nicht! Ebenso wenig gab es verfallene Häuser, wacklige Gartenzäune, schmutzige Markstraßen, Müllberge. Das alles fand und findet man üblicherweise in den meisten Städten Südamerikas. Die Siedler lebten zwar in Paraguay, sie gehörten aber einer anderen Kultur an als die Paraguayer.

So gab es in den Kolonien auch keine Polizei und keine Soldaten. Den Siedlern in dieser Wildnis waren einige Privilegien vom paraguayischen Staat zuerkannt worden. Eines dieser Privilegien war, dass die jungen Männer keinen Militärdienst zu leisten brauchten. Dieses Vorrecht hatten sich die Leiter der Gemeinschaft erbeten, weil die Wehrlosigkeit eine wichtige Glaubensüberzeugung der Mennoniten ist. Nach ihrem Verständnis dürfen Christen keine Waffen in die Hand nehmen und keine Gewalt anwenden. Diesem Grundsatz sind viele auch in sehr schwierigen Zeiten des Krieges, der Verfolgung und der Heimsuchung durch Räuberbanden treu geblieben.

Größere Verbrechen gab es in den Kolonien außerordentlich selten. Diebstähle, Unterschlagungen, Betrügereien kamen aber doch gelegentlich vor, auch Schlägereien oder Verkehrsdelikte. In allen diesen Fällen handelte die Verwaltung der Kolonie selbständig und nach eigenen Gesetzen. Es gab so etwas wie ein Gefängnis im Zentrum der Siedlungen, dort konnten die Missetäter 'einsitzen'.

Manchmal verordnete die Verwaltung aber auch recht originelle Strafen. So weiß ich von einem jungen Mann, der bei der Post Briefe verschwinden ließ und sich das Geld für die Briefmarken selber einsteckte. Seine Strafe bestand darin, auf den Straßen der Ortschaften Bäume zu pflanzen, bis er den unterschlagenen Betrag abgearbeitet hatte. Alle Dorfbewohner, die ihn da in der Hitze schaffen sahen wussten warum er hier diesen Dienst tat. Und der Dieb fühlte die Blicke aller derer, denen er etwas entwendet hatte.

In den meisten Fällen fuhr man mit dieser Eigenverantwortung recht gut. Es gab aber auch Zeiten, wo die Bauern wegen ihrer Selbstverwaltung und Friedenslehre massive Probleme bekamen und Verluste einstecken mussten. Immer wieder trieben nämlich paraguayische Viehdiebe ihr Unwesen in den

Kolonien. Was war leichter, als sich aus den in den menschenleeren Weiten grasenden Herden von 300 oder mehr Rindern, eine Lastwagenladung mitzunehmen? Bald fehlten diesem Bauern 20 Kühe, bald jenem.

Als die Diebe merkten, dass die Mennoniten nicht auf sie schossen, wurden sie dreister. Manch ein 'estanciero' kam in Gewissenskonflikte und fragte sich, wie lange er dem Treiben noch tatenlos zusehen sollte. Es war schon eine Versuchung, eine Gruppe junger Männer zusammenzustellen und die Viehdiebe mit Gewalt zu vertreiben. Aber es kam doch nie zu bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Mennoniten und Kriminellen. Obwohl in diesem Land vieles dem sagemumwobenen Wilden Westen glich, gab es doch keine 'pistoleros', die das Recht selbst in die Hand nahmen.

Weiter gehörten zur Selbstverwaltung auch die Verantwortung für die sozialen Einrichtungen der Kolonie. So mussten die Mittel für den Bau und für den Unterhalt der Schule und des Krankenhauses selbst aufgebracht werden. Krankenversicherung und Altersversorgung wurden intern geregelt, der Staat steuerte keine Mittel bei. Die Straßen hatte die Kolonie selbst gebaut, sie sorgte auch für ihre Instandhaltung. Steuern entrichteten die Bürger nur an die Kolonie, nicht aber an den Staat.

Die Kolonien waren damals keinem paraguayischen Gouverneur oder einer Regionalverwaltung unterstellt (Das hat sich im Jahre 1995 geändert). Die deutschen Siedler konnten sich ihre eigenen Autoritäten wählen und ihre eigenen Gesetze und Regeln erlassen. So war z.B. die Verkehrsordnung Sache der Kolonieverwaltung. Zur Administration gehörte auch das Standesamt, in dem Hochzeiten, Geburten und Sterbefälle registriert wurden. Eintragungen im Grundbuch wurden ebenfalls innerhalb der Kolonieverwaltung vorgenommen. Auch das Gerichtswesen und die öffentliche Ordnung lag in der Hand der lokalen Ämter. Irgendwie schienen die Gesetze des Staates nicht bis hierher zu reichen, und die Macht der Regierung in Asunción verlor sich irgendwo in den Weiten der Chaco-Wildnis. Der Bürgermeister der Kolonie, Oberschulze genannt, besaß in dieser Gegend uneingeschränkte Autorität.

Weil der Einfluss der Landesregierung und die Staatsgesetze nicht bis in die Siedlungen reichten, gab es eben auch keine Polizei und kein Gericht. Eigentlich waren Ordnungskräfte auch gar nicht nötig, denn in den Ortschaften herrschte gute Moral und gute Disziplin. Der Einfluss der großen, starken Kirchen war überall positiv zu erkennen. Außerdem war das Land weit. Man wohnte nicht so dicht zusammen, dass man sich dauernd gegenseitig rieb. Aber man brauchte einander, um überleben zu können. Es gab keinen Müßiggang; auf den Feldern war viel schwere Arbeit zu tun. Alkohol (und natürlich Drogen) waren weitgehend unbekannt und kaum zu bekommen.

In Zeiten, in denen die Übergriffe auf Läden und Viehherden schlimm wurden, griff dann auch schon mal das paraguayische Militär ein, das hier stationiert war, um die Landesgrenzen zu schützen. Aber im übrigen lag es in der Verantwortung der Kolonie, für Ruhe und Ordnung in diesem Bereich zu sorgen. Aus diesen Gründen konnten wir auch in den Evangelisationsversammlung nicht mit einer polizeilichen Unterstützung rechnen.

In Rechts- und Ordnungsfragen hatten die Mennoniten also so ihre Erfahrungen und Grundsätze. Sie wussten, was ihren Bürgern zuzutrauen war und wie sie in kritischen Fällen vorzugehen hatten - auch wenn man keinen uniformierten Polizisten in der Kolonie sah. Auf jeden Fall wollten sie Gewalt und tätliche Auseinandersetzungen vermeiden. In einer evangelistischen Veranstaltung würde es doch, nach ihren Erfahrungen, nicht zu Zwischenfällen und Störungen kommen...

Wie froh waren wir später, dass wir Ordner für die Versammlungen vorbereitet hatten. Eines Abends, während der Evangelisationswoche, stand plötzlich ein Mann aus den Bankreihen auf und ging laut redend nach vorne ans Podium. Schon allein das war etwas Ungeheuerliches. Doch dann unterbrach er noch den Evangelisten mitten in seiner Ansprache und wollte in aller Öffentlichkeit mit ihm über Ehescheidung diskutieren.

Es waren peinliche und spannungsgeladene Momente, als der Evangelist Leo Janz die Ordner bat, diesen Mann, der offenbar betrunken war, in den Hintergrund zu geleiten. Die Ordner waren ein wenig hilflos, als der Störenfried sich weigerte mitzugehen. Er wollte, dass der Evangelist hier vor allen Zuhörern auf seine Fragen eingehen sollte. Wie sich herausstellte, war der Unruhestifter ein Außenseiter, der eigentlich nicht zu den mennonitischen Bürgern zählte. Er war lediglich durch die großen Versammlungen angezogen worden.

Zum Ordnungsdienst gehörte auch die Aufsicht auf dem Parkplatz. Als ich 1968 in den Chaco kam, gab es dort nur sehr wenig Autos. Die Kolonisten kamen mit ihren 'Buggies' angefahren. Das waren offene Pferdekutschen, die hauptsächlich dem Personentransport vorbehalten waren. Vorne war eine Bank, auf der zwei bis drei Personen sitzen konnten. Auf der kleinen Ladefläche dahinter war auch noch ein wenig Platz für andere Fahrgäste, in der Regel saßen dort die Kinder. Etwa eine Stunde vor dem Beginn der Versammlungen traf langsam ein Buggy nach dem anderen ein. Die Pferde wurden an lange, waagrecht verlaufende Stangen aus Palmenstämmen, die den 'Parkplatz' einzäunten, angebunden. Da standen sie nun und warteten zwei Stunden oder länger, bis die Besucher wieder heimfahren wollten.

Diese Pferdekutschen waren allgemein üblich. Immer, wenn jemand vom Dorf ins Zentrum zum Laden (Kooperative) fahren musste, wurde der Buggy angespannt. Vor der Molkerei, dem Buchladen, dem Kleidergeschäft oder der Eisenwarenhandlung standen dann die Pferde mit gesenkten Köpfen und warteten, bis es wieder weiterging. Diese Verkehrsmittel waren zwar nicht sehr schnell, obwohl die Pferde fast immer im Trab liefen, aber sie waren sicher. Vor allem kam man damit auf den Lehmstraßen so ziemlich bei jedem Wetter durch, während Autos häufig stecken blieben, wenn es einmal zu sehr auf diese Straßen regnete. Pferde machten auch nicht solchen Lärm. Oft wunderte ich mich, wie still es beim Auf- und Abfahren vom Parkplatz zuing. Da war kein Motorengeheul und kein Benzingeruch. Nur während der Wartezeit stampfte einmal ein Pferd auf oder es schnaubte vernehmlich. Aber das war eher gemütlich.

Als die eigentliche Evangelisation näherrückte, führte ich mit den Ordnungsleuten eine kurze Schulung durch. Wir fertigten eine Skizze von den Räumlichkeiten an, markierten die strategischen Punkte und diskutierten die Aufstellung der Männer. Wir erklärten ihnen ihre Aufgaben und gingen den Verlauf einer Versammlung durch. Die Ordner trugen alle Armbinden und waren dadurch von weitem zu erkennen. Der Leiter des Komitees teilte an den einzelnen Abenden die Ordnungsdienste ein. In der Kirche hatten die Ordner ihren Tisch; dort konnten auch Fundsachen abgegeben werden. Auch stand stets jemand für Auskünfte zur Verfügung. Vor der ersten Versammlung sprach dann gewöhnlich der Evangelist Leo Janz diese Helfer noch einmal persönlich an. Er versicherte ihnen, dass Ihr Dienst wichtig für einen reibungslosen Ablauf der Programme sei und dass er sich in bezug auf Ruhe und Ordnung ganz auf sie verlasse. Er dankte ihnen für diesen unauffälligen, aber nötigen Dienst.

6. Transport

Was wir da mitten im Chaco geplant hatten, war also eine Großevangelisation! Alle Gemeinden sollten daran teilnehmen können. Alle Bürger aus den verschiedenen Dörfern oder Siedlungen sollten Gelegenheit bekommen, die Veranstaltungen zu besuchen. - Hier in der Wildnis gab es kaum einmal eine Abwechslung und selten etwas, das die Bezeichnung 'Unterhaltung' verdient hätte! Außerdem waren die meisten Menschen von starken religiösen Traditionen geprägt, so dass es nur einer geringen Mühe bedurfte, sie zu solch einer Evangelisation einzuladen.

Schwierigkeiten bereiteten lediglich die Verbindungswege und die Transportmittel. Wie schon erwähnt, waren die 'Straßen' nur festgefahrene Lehm- oder Sandwege. Bei Regenwetter wurde zuerst der Lehm glatt und rutschig; später weichten die Wege so auf, dass die Fahrzeuge unweigerlich stecken blieben und versackten. An den sandigen Stellen sickerte der Regen zwar rascher ein, dafür drehten sich die Räder in dem losen Sand aber außerordentlich schwer. Diese Sandwege zu befahren war weniger schwierig, als die Lehmstellen zu überwinden.

Ein weiterer erschwerender Umstand war, dass die Dörfer sehr weit verstreut lagen. Die Entfernung von Dorf zu Dorf betrug zwischen 4 und 25 km. Bis zum Zentralpunkt, der sogenannten 'Stadt' war es für einige Dörfer 60 km weit. Zur ganzen Kolonie Fernheim gehörten um die 25 Ortschaften. Busse oder Straßenbahnen gab es hier natürlich nicht. Darum mussten irgendwie Verbindungen und Erleichterungen für den Personenverkehr gesucht werden. Das war die Aufgabe unseres Transportkomitees.

Die gebräuchlichsten Verkehrsmittel jener Zeit waren das Pferd, das Fahrrad, der Buggy und das Motorrad. Oft ging man auch noch zu Fuß. Bei Entfernungen von mehr als fünf Kilometer war das aber recht anstrengend und zeitraubend.

Die Bauern im Chaco hatten riesige Landflächen von Hunderten von Hektar. Auf dem Land wurde teilweise Baumwolle, Erdnüsse und Sorgho (Viehfutter) angebaut. Aber große Teile dienten auch als Weide. Diese Weide war jedoch alles andere als üppig! Man rechnete, dass ein Rind etwa einen Hektar brauchte, um genug Futter zu finden. Bei 200 oder mehr Rindern musste man da schon große Strecken zurücklegen, um nach den Tieren zu schauen.

Das Vieh lief das ganze Jahr über frei auf der Weide. Ställe gab es kaum. Es wurde ja auch nicht sehr kalt hier in den Subtropen. Trotzdem musste das Vieh betreut werden. Wenn z.B. Kühe irgendwo in der Wildnis Kälber bekommen hatten, musste der Bauer nachschauen, wie es um Mutter-Kuh und Kalb stand. Um zu den Herden zu gelangen, mussten die Besitzer oft weite Strecken über unwegsames Gelände und durch jungfräulichen Chacobusch zurücklegen. Da war das Pferd das beste Verkehrsmittel. Kein Auto, kein Motorrad und kein Fahrrad hätte den Dienst des Pferdes in den weiten Steppen oder im engen Busch ersetzen können.

Die Reiter, die die Herden suchten, das Vieh zusammen trieben und versorgten, sahen genau so aus wie die Cowboys in den Wildwestfilmen. Sie hatten breite Hüte auf dem Kopf, zum Schutz gegen die sengende Sonne. Am Sattelknopf hing ein geflochtenes Lederlasso, mit dem die Rinder eingefangen wurden. Über den Hosen trugen die Reiter Stiefel und Lederleggings, damit der Stoff geschützt war und nicht von dem Dornengestrüpp des Chacobusches zerfetzt wurde. Gegen den Durst musste man unbedingt eine Feldflasche mit Wasser mitnehmen.

So gut und nützlich wie das Pferd auf den großen Weiden war - in der Stadt benutzten die Leute lieber das Fahrrad. Hier waren die Wege eben, und man kam schneller auf zwei Rädern vorwärts als auf den vier Beinen eines Reittieres. Zudem brauchte man ein Fahrrad nicht zu füttern und nicht zu satteln.

Für den Massentransport zu unseren Evangelisationsveranstaltungen eigneten sich weder Fahrrad noch Pferd. Die schon erwähnten Buggies waren wohl als Transportmittel sehr verbreitet. Ihr Vorteil war die Sicherheit und Zuverlässigkeit auf den unbefestigten Wegen. Aber ihr Nachteil war, dass sie verhältnismäßig langsam waren und nur wenig Menschen transportieren konnten. Die Pferde, die den Buggy zogen, wurden aber tagsüber auch auf dem Feld oder als Reittier gebraucht. So war es ratsam, sich nach einem schnelleren und belastungsfähigeren Massentransportmittel umzuschauen.

Autos gab es in den späten 60er Jahren erst recht wenige in den Kolonien, und schon gar keine Luxuspersonenwagen. Wer sich ein Fahrzeug kaufen konnte, der dachte in erster Linie an seine Feldarbeit. Dafür waren die 'Pickups' geeignet, so etwas wie Personenwagen mit einer Fahrerkabine

und einer großen Ladefläche. In die Kabine gingen nur zwei bis drei Personen hinein - aber auf die Ladefläche konnte man Bänke oder Stühle stellen und auf diese Weise Menschen befördern. Meist waren die Pickups auch geländegängig, sie waren ja für Fahrten auf dem Acker ausgelegt.

Ähnlich war es mit den Lastwagen, nur waren sie geräumiger und konnten weitaus mehr Menschen befördern als die Pickups - dafür waren sie aber sehr unbequem. Auf der offenen Ladefläche waren die Reisenden bei Tag der sengenden Sonne ausgesetzt. Der heiße Fahrtwind schleuderte Staub und Sand auf die Fahrgäste, und der Lastwagen rumpelte so stark auf den unebenen Wegen, dass alle ordentlich durchgeschüttelt am Ziel der Reise ankamen. Aber noch nie hat deswegen jemand gemurrt! Wenn man zu einer Feier fuhr und einen guten Anzug anhatte, zog man sich einen sogenannten 'Staubmantel' über und schonte so die Sonntagskleider.

Es gab noch ein weiteres Transportmittel: die Traktoren. Sie waren zwar langsamer als die Pickups und die Lastwagen, aber dafür sicherer auf den Straßen. Wenn es mal unterwegs Regen gab oder sonst wie die Wegverhältnisse sehr schlecht wurden, kam man mit einem Traktor immer noch am weitesten. Außerdem konnte man einen oder zwei Anhänger ankoppeln. Ein Anhänger gab Raum für viele Bänke oder quer gelegte Bretter, auf denen recht viele Menschen sitzen konnten. Traktoren mit Anhängern wurden deshalb zum wichtigsten Personenbeförderungsmittel bei unserer Großevangelisation im Chaco. Aus den entlegenen Dörfern kam dann ein Traktor mit einem oder zwei Anhängern voller Menschen zur Versammlung gefahren. Für die 50 bis 60 km weite Strecke benötigte dieses Verkehrsmittel etwa drei Stunden.

In der Praxis sah es so aus, dass die Bauern aus dem Dorf Valencia z.B. um 16.00 Uhr den Anhänger besteigen mussten, um gegen 19.00 Uhr im Zentrum zu sein. Einige der Gemeindeglieder sangen im Chor oder hatten sonst eine Verantwortung in der Evangelisation; sie mussten schon vor Beginn der Versammlung da sein. Die Evangelisationsversammlung dauerte von 20.00 bis etwa 21.30 Uhr. Es wurde aber meistens 22.00 Uhr oder noch später, bis der Traktor sich wieder auf den Heimweg machte. Dann tuckerte und holperte das unbequeme Gefährt wieder drei Stunden durch den nächtlichen Chaco. Nach Mitternacht kamen die Dorfbewohner dann endlich zur Ruhe. Am nächsten Morgen hieß es aber wieder: um 4.00 Uhr aufstehen, Kühe melken! Die Milch musste ja rechtzeitig zum Milchauto kommen.

Ich war sehr beeindruckt, als ich erfuhr, dass fast alle Dorfbewohner jeden Abend zu den Versammlungen kamen - für lange zwei Wochen! Es war eine strapaziöse Zeit für die Bauern. Unwillkürlich musste ich diese Opferbereitschaft im Chaco mit den Gepflogenheiten in Deutschland vergleichen. In Europa haben die Christen die Kirche praktisch vor der Haustür oder können sie bequem mit einem modernen Fahrzeug erreichen - aber es ist ihnen zu mühsam. Sie haben „keine Zeit“, eine Evangelisation oder einen Gottesdienst am Sonntag zu besuchen.

Die Koordination der Pickups und der Traktoren mit den Anhängern oblag dem Transportkomitee. Einige Bauern stellten sich mit ihrem Fahrzeug auch zur Verfügung, um Seelsorgehelfer und Ratsuchende, bei denen es spät geworden war, nach Hause zu bringen. So war die ganze Kolonie während der Evangelisationswoche unterwegs.

7. Kommunikation

Wie wohltuend ruhig es in den Kolonien auch war, das Leben in den Weiten des Chaco hatte doch auch seine Nachteile. Nicht nur die Verkehrsverbindungen erwiesen sich als schwierig, sondern überhaupt

jegliche Verständigung über große Entfernungen hinweg. Es gab kein Radio, keine Tageszeitung, keine Post - - nur ein primitives Telefonnetz. Und doch war bei vielen Gelegenheiten eine schnelle, zuverlässige Kommunikationsmöglichkeit lebenswichtig.

Als ich in den Chaco kam, gab es einige Indianerstämme, die noch sehr zurückgezogen lebten und nichts mit der Zivilisation zu tun haben wollten. Zwei der vielen Stämme, die hier weit verstreut auf der unendlich riesigen Fläche des Chaco wohnten, waren den weißen Siedlern gegenüber freundlich gesinnt. Sie halfen ihnen am Anfang beim Bau der Häuser und bei der Bewirtschaftung der Felder.

Da waren aber auch andere Stämme, die sich zurückzogen und keinen Kontakt mit den Weißen und der Zivilisation haben wollten. Einer dieser Stämme wurde von den Paraguayern „Moros“ (Wilde) genannt. Die "Moros" waren sehr kriegerisch und konnten gut mit Keule und Speer umgehen. In den Anfangsjahren kam es gelegentlich zu Überfällen dieser Indianer auf Gehöfte der Mennoniten. Ich sprach während unserer Großevangelisation mit einem Mann, dessen Vater und Geschwister von einer Horde dieser kriegerischen "Moros" überfallen und getötet worden waren.

Bei Gefahr und in plötzlichen Notlagen brauchte man unbedingt ein System, mit dem man schnell Hilfe herbeirufen oder andere warnen konnte. In der fast unberührten Gegend des Chaco, in den weit abgelegenen, einsamen Dörfern kam es auch zu anderen Notfällen. Da waren z.B. die Schlangen. Nicht selten wurde jemand auf freiem Feld oder auch auf dem Hof vor dem Haus von einer giftigen Schlange gebissen. Dann war Eile vonnöten, um den Menschen zu retten.

Als ich während der Vorbereitung für die Evangelisation bei einem Gemeindeleiter in solch einem abgelegenen Dorf zu Gast war, wollte mir der Sohn der Familie ein neugeborenes Füllen zeigen. Wir gingen in der Mittagszeit aufs Feld. Dort unter dem Schattenbaum im hohen Gras sollte es liegen. Der Junge ging mir ein Stück voraus, damit ich das Füllen nicht erschrecken sollte. Plötzlich sah ich ihn vor mir im Büffelgras wie einen Rehbock springen. Ich lachte und wusste nicht, was das zu bedeuten hatte. Doch dann rief er mir zu: „Pass auf, da ist eine Schlange!“

Damals achtete ich noch überhaupt nicht auf Schlangen und wusste schon gar nicht, wie man sich ihnen gegenüber verhalten sollte. Aber die Bauern waren stets aufmerksam. Sie gingen den Reptilien aus dem Wege. Wenn sie gerade einen Stock oder eine Machete bei sich hatten, schlugen sie die Schlange auch an Ort und Stelle tot. Aber nicht immer konnte sich der Mensch vor den Vipern retten. Dann galt es, den Verletzten sofort ins Zentrum der Kolonien zu bringen und ihm das richtige Serum zu verpassen. Dazu war es erforderlich, schnellen Kontakt mit dem Krankenhaus zu bekommen.

Es gab aber auch andere Unfälle auf dem Feld. Mal waren die Pferde durchgegangen und der Kutscher war verletzt worden, mal war der Traktor umgekippt und hatte den Fahrer eingeklemmt, mal hatte sich jemand mit dem Buschmesser verletzt oder ein anderer war von einem fallenden Baum getroffen worden. Natürlich kamen auch normale Krankheiten vor wie in einer Großstadt: Grippe, Blinddarmentzündung, Durchfall... Bei den großen Familien mit 10 bis 12 Kindern war es keine Seltenheit, dass eine Frau wieder einmal zur Geburt ins Krankenhaus musste. Immer wieder war es nötig, sich mit dem Arzt, dem Krankenhaus oder auch nur mit Verwandten oder einem Helfer rasch in Verbindung zu setzen. Oft hing das Überleben von einer schnellen Kommunikation ab.

Aber auch für andere Gelegenheiten war es nötig, dass sich die Siedler untereinander verständigen konnten. Vielleicht war eine Feier oder ein Schulfest angesagt - und es gab plötzlich Regen! Meist wurden von den Regenschauern nur bestimmte Landstriche erfasst. Wegen der aufgeweichten Wege musste die Veranstaltung aber kurzfristig abgesagt werden. Wieder war ein effektives Kommunikationsnetz erforderlich.

1972 wurde in Filadelfia, dem Zentrum der Kolonien, eine eigene, kleine Radiostation errichtet, mit der die Verbindung dann schnell und tadellos vonstatten ging - jedenfalls in eine Richtung: zum Hörer.

Alle Bekanntmachungen, Nachrichten, Einladungen, Warnungen und was immer nötig war, konnte über den Sender der ganzen Kolonie, bis in die entferntesten Dörfer gleichzeitig mitgeteilt werden. Das war ein ungeheurer Fortschritt! Noch heute gibt es kaum einen Bürger, der nicht die lokalen Nachrichten aufmerksam am Radio verfolgt.

Als ich die Evangelisation vorbereitete, existierte dieser Sender noch nicht. Die schnellste Verbindung ging über ein Feldtelefonnetz, wie man es im Krieg verwendet. So ein schwarzer, klobiger Apparat stand fast in jedem Haus. Die Gespräche mussten zwar noch teilweise über eine Zentrale vermittelt werden, aber man konnte schnell die weit entfernten Dörfer erreichen.

Diese Feldtelefone waren schon etwas Besonderes. Man konnte nicht gezielt die Nummer einer bestimmten Person anwählen, weil eine Reihe Teilnehmer an der gleichen Linie hing. So verständigte man sich mit Klingelzeichen: einmal kurz, dreimal lang oder so. Alle Bürger im Dorf hörten dieses Zeichen, aber nur die Familie Sawatzki, der dieses Zeichen zugewiesen war, ging ans Telefon. Das heißt, manchmal ging auch noch eine neugierige Nachbarin dran. Sie konnte dann natürlich das ganze Gespräch mitverfolgen.

Kommunikation, Verständigung, schnelle Nachrichtenübermittlung, das brauchten wir auch für die Großevangelisation. Immer wieder gab es zwischen Leitern und Pastoren Veranstaltungen und Termine abzusprechen. Mal waren es die Komiteesitzungen, mal Übungsstunden des Chors, mal Seminare für Seelsorgehelfer und dann später die eigentlichen Evangelisationsveranstaltungen, zu denen wir die Kolonisten einladen wollten. Außer dem Telefon gab es noch einige andere Werbungsmöglichkeiten: Da waren die Gemeindeblätter, in denen wir Termine bekannt geben und zu Veranstaltungen einladen konnten. Da war auch die Koloniezeitung »Mennoblatt«, und da war noch ein anderes System, das mich ein wenig an das 'Schellenmännchen' erinnerte.

Nach dem Krieg war es in Deutschland auch schwierig, Bekanntmachungen weiterzugeben. Es gab wenig Radios, wenig Zeitungen und noch kein Fernsehen. In dem kleinen Dorf in Hessen, wo wir damals wohnten, kam dann täglich das Schellenmännchen, so eine Art Dorfsbüttel. Er ging durch die Straßen, blieb an jeder Kreuzung stehen und betätigte laut und lange eine Handschelle. Wenn die Dorfbewohner dieses Zeichen hörten, eilten sie ans Fenster oder vor die Tür. Da konnten sie dann hören, was der Büttel auszurufen hatte. Meistens las er einen vorgeschriebenen Text mit den Bekanntmachungen vor. „Heute Abend um 20.00 Uhr findet ein Theater des Sportvereins im Gasthaus zum Roten Ochsen statt. Alle Bürger sind herzlich dazu eingeladen. Eintritt frei. Es lädt ein: Der Sportverein.“

Das Nachrichtensystem in den Dörfern der Chacokolonien war ähnlich, aber doch auch wieder ganz anders. Wenn etwas bekannt zu geben war, schrieb der Dorfschulze (Bürgermeister) zwei Zettelchen mit der gleichen Botschaft. Dann sandte er eines seiner Kinder in die eine Richtung des Dorfes und das andere Kind in die entgegengesetzte. Dort sollten sie den Zettel beim nächsten Nachbarn, der etwa 100 m entfernt wohnte, abgeben. Der Nachbar las die Botschaft, und schickte eines seiner Kinder, die im Chaco immer reichlich vorhanden waren, mit dem gleichen Zettel zum nächsten Nachbarn. Das klappte auch sehr gut, und im Nu wusste das ganze Dorf, was es Neues gab. Nur manchmal blieb der Zettel irgendwo stecken, weil jemand vergessen hatte, sein Kind unverzüglich zum nächsten Nachbarn zu schicken. Dann bekam der Rest des Dorfes die Neuigkeit nicht mit.

Für die Einladungen zu den Sitzungen, Vorbereitungsversammlungen und anderen Veranstaltungen benutzten wir diese Methode. Verantwortlich für die Ausarbeitung der richtigen Bekanntmachungen und für deren Verbreitungen war das 'Werbungskomitee'. Dieses Komitee sollte auch dafür sorgen, dass möglichst alle Leute in der Kolonie um die Evangelisation wussten. Einesteils sprachen sich solche Ereignisse auch ohne viel Aufwand schnell herum. Aber man wollte ja auch, dass gerade diejenigen

kommen sollten, die sonst nicht in die Kirche gehen. So wurde der 'Andreasplan' eingesetzt, benannt nach Andreas in der Bibel, der seinen Bruder Petrus zum Herrn führte.

Nach diesem Plan verpflichtet sich jeder Gläubige, zuerst namentlich für einen ungläubigen Nachbarn, Verwandten, Schulkameraden oder Bekannten zu beten. Gleichzeitig sollte der Christ versuchen, mit dem Ungläubigen in ein Gespräch über die Evangelisation zu kommen. Er sollte auch immer wieder darauf hinweisen. Wenn das Ereignis kurz bevorstand, sollte der Gläubige den Bekannten einladen und am besten zu den Veranstaltungen mitbringen.

Ich weiß nicht, wie gut dieses Programm funktionierte, aber ich glaube, dass nur sehr wenige Leute nicht zu den Evangelisationsabenden erschienen. In der ganzen Kolonie war das Janz-Team das Tagesgespräch, und jeder war neugierig, was dort wohl geschehen sollte.

8. Finanzen

Auch an die Unkosten bzw. Finanzen mussten wir bei dieser Evangelisation denken. Zwar war hier vieles einfacher und billiger als in Deutschland, doch es konnten eine Menge Sonderausgaben entstehen. In Deutschland schlugen gewöhnlich die Werbungskosten zu Buche (Plakate, Handzettel) und vor allem auch die Hallenmiete. Die Kirchen waren meist für solche überkonfessionellen Großveranstaltungen zu klein und auch nicht neutral genug.

Die Hallenmiete, die Beleuchtung, die Lautsprecheranlage und die Werbung - das waren also gewöhnlich die größten Posten auf dem Kostenvoranschlag. Hier im Chaco würde das jedoch nicht so sehr ins Gewicht fallen. Die Versammlungen sollten in der Kirche abgehalten werden. Das war ohnehin der größte Raum in der Kolonie - und er würde nichts kosten. Außerdem hatten die Kirchen damals schon ihre eigenen Lautsprecheranlagen.

Wofür die Veranstalter Geld einplanen mussten, waren die Drucksachen. Es mussten viele Zettel und Briefe gedruckt werden. Das Gebetskomitee versandte regelmäßig Nachrichten. Das Werbungskomitee ließ Plakate und Handzettel drucken. Im Chor brauchte man eine größere Anzahl von Liederbüchern, und die Seelsorgehelfer bekamen einen schriftlichen Kurs in die Hand. Um die Menschen, die zu einer Aussprache kommen würden, auch später richtig betreuen zu können, wurden Karteikarten angefertigt, desgleichen auch Nacharbeitsmaterial, das man den Interessierten mitgeben konnte.

Reisekosten, Unterkunft und Verpflegung für das Evangelistenteam waren weitere Spesen, die auch von den Kolonien aufgebracht werden mussten. Dabei wurde von den Gemeinden nur erwartet, dass sie die Fahrtkosten innerhalb des Landes Paraguay, also hauptsächlich von Asunción zu den Kolonien, erstatten sollten. Das Geld für die Flugtickets von Europa nach Paraguay war von Gläubigen aus Deutschland aufgebracht worden. Ein eigens eingesetztes Finanzkomitee war für die Planung der Ausgaben, für die Kontoführung und für eine ordnungsgemäße Abrechnung am Schluss der Evangelisation verantwortlich.

Als wir die erste Großevangelisation im Chaco durchführten, war die Kolonie etwa 40 Jahre alt. Vor der Gründung der Kolonien war das riesige Chacogebiet praktisch ein unberührtes Fleckchen Erde gewesen. In diesem Gebiet, so groß wie Westdeutschland, gab es keine befestigten Wege, keine Dörfer oder Städte, keine Fabriken, keine Steuern, keine Ämter, keine Krankenhäuser oder Schulen und noch nicht einmal Äcker und Landwirtschaft! Das einzige, was es gab, waren kleine, umherziehende, z.T. gefährliche Indianerstämme. Näher zur Hauptstadt hin gab es allerdings auch schon weit verstreute 'ranchitos' (kleine, einfache Hütten einiger Mestizen, die hier wohnten) und riesige Rinderherden, die

von ein paar 'estancieros' (Großgrundbesitzern) gehalten und von 'peones' (Gauchos, Cowboys) bewacht wurden. Sonst war da nur unüberschaubare, undurchdringliche Buschlandschaft mit gelegentlichen Grasflächen, genannt 'Kamp' von dem spanischen Wort 'campo' .

Ein Abenteurer/Unternehmer aus Argentinien mit Namen Casado hatte hier ungeheuer große Ländereien gekauft und mit der Ausbeutung von Tannin begonnen, einem Gerbstoff, der aus den Quebracho-Bäumen gewonnen wurde. Dieses Tannin fand guten Absatz in Argentinien, das damals noch hauptsächlich Fleisch von den großen Rinderherden aus den unermesslichen Weiten Patagoniens exportierte. Jedes geschlachtete Rind hatte aber auch ein Fell, das dort an Ort und Stelle zu Leder verarbeitet wurde. Dazu brauchte man das Tannin.

Der Herr Casado ließ also bestimmte Bäume im Chacobusch fällen und in einer Fabrik zu Tannin verarbeiten. Das fertige Produkt wurde dann auf einer Strecke von etwa 150 km mit einer Schmalspurbahn zu einem kleinen Hafen am Rio Paraguay und von dort nach Asunción und ins Ausland transportiert. Die Bahnlinie, sehr primitiv und dauernd vom wuchernden Busch bedroht, war der einzige Verbindungsweg vom inneren Chaco in die Zivilisation.

Die Mennoniten siedelten aber nicht hier an dem einzigen Brückenkopf der Zivilisation an, sondern weiter entfernt, inmitten des unerforschten Chacogebietes. Dort waren sie gründlich von der Außenwelt abgeschnitten. Der nächste Kontakt zur Zivilisation ging über diese „Casado-Bahnlinie.“ Bei schlechtem Wetter, wenn die Niederungen voll Wasser standen, waren die Ochsenkarren mit den Produkten der Landwirtschaft manchmal zwei Wochen nur bis zur Bahnstation unterwegs. Auf dieser Strecke durch die Wildnis drohten manche Gefahren von Insekten, Schlangen und Pumas. Am Zielort wurde die Ware von den Karren auf Waggons umgeladen. Der Zug brachte die Fracht dann bis zum Hafen am Rio Paraguay. Nach nochmaligem Umladen aufs Schiff erreichten die Produkte schließlich die Landeshauptstadt Asunción. Das Ganze konnte, je nach Wetter und Umständen, mehrere Wochen dauern. Natürlich konnte man auf diesem Weg keine verderblichen landwirtschaftlichen Produkte transportieren.

Die Siedler waren also in den ersten Jahren weit entfernt von der Stadt, von den Absatzmärkten, von der Industrie und von den Fortbildungsmöglichkeiten. Im Chaco selbst gab es keine Anstellung und keinen Verdienst, denn Fabriken, Firmen oder Büros waren noch nicht vorhanden. Die einzige Möglichkeit, hier zu überleben, war die Landwirtschaft.

Nun waren die mennonitischen Siedler schon seit einigen Generationen gute, tüchtige und erfolgreiche Landwirte gewesen: zuerst in Ostfriesland und Holland, dann in der Danziger Gegend und schließlich in der Ukraine und in den Weiten Russlands. Doch Paraguay war etwas völlig anderes. Hier war das Klima furchtbar heiß mit Höchsttemperaturen um 48 Grad. Es gab häufig Trockenperioden von sechs oder mehr Monaten ohne jeden Regen. Die Vegetation war so anders, geprägt nicht von den Jahreszeiten, sondern von Trockenheit und gelegentlichen Regenfällen. Mit ihren bisherigen Erkenntnissen und Erfahrungen in der Landwirtschaft konnten die Bauern hier nicht viel anfangen.

Bevor die Siedler es mit dem Anbau von Weizen versuchen konnten, womit sie in Russland so viel Erfolg gehabt hatten, mussten sie erst einmal das Land urbar machen. Sie mussten Bäume fällen und dieses unheimlich zähe, dornige und widerspenstige Gebüsch roden. Erst dann konnten sie pflügen. Alles musste 'von Hand' gemacht werden, denn am Anfang gab es noch keinerlei Maschinen. Die ersten Furchen in der unberührten Erde wurden noch teilweise von Menschen gezogen, die sich selbst vor primitive Pflüge spannten. Nach und nach kamen mehr Ochsen in die Kolonie, die die Stämme aus dem Busch schleiften und die Wagen mit dem Saatgut und der Ernte zogen. Es war alles schwerste körperliche Arbeit und ging unsagbar langsam voran.

Ochsen, Wagen und etwas Gerät wie Äxte, Werkzeug und Pflüge hatten die Bauern auf Kredit durch

die Vermittlung nordamerikanischer Hilfsorganisationen bekommen können. Mein Schwiegervater erklärte mir ihre finanzielle Situation etwa so: „Als wir hier im Chaco anfangen, waren wir ärmer als die Indianer, die hier hausten. Die Indianer lebten zwar sehr primitiv und hatten auch nicht viel Besitz, aber sie hatten wenigstens keine Schulden. Wir fingen hier mit Schulden an und standen unter dem Druck, etwas herauszuwirtschaften, damit wir die Kredite zurückzahlen konnten. Dabei lebten wir auf einem nicht viel höheren Niveau als die Indianer um uns herum.“

Womit sich die Siedler die ersten Jahre 'über Wasser' hielten, waren ein paar Hühner, ein kleiner Garten mit Bohnen, Mandioka, Wassermelonen, Zwiebeln und Kürbissen. Bald gab es auch Kühe, die auf dem Grasland erst einmal Futter hatten - obwohl das Gras hier bitter und wenig nahrhaft war. Durch das Vieh bekamen die Bauern aber Milch für die Kinder und Butter. Fleisch wurde zu einem Grundnahrungsmittel. Dazu gab es Mandioka (eine stärkehaltige Wurzel, der Kartoffel ähnlich) und Bohnen. Getreide wie Roggen, Weizen, Gerste und Hafer wuchs in dem heißen, trockenen Klima des Chaco nicht.

Es gab so schrecklich viel zu tun in den ersten Jahren der Ansiedlung. Man wusste nicht, was mal als erstes in Angriff nehmen sollte. Da mussten Häuser zum Schutz für die Familien gebaut werden, es mussten Brunnen gegraben werden, um Trinkwasser zu erhalten (einen Fluss oder Bach oder See gab es weit und breit nicht - Wassernot ist bis heute eines der größten Probleme im Chaco). Dann musste man aber auch so schnell wie möglich für Nahrung sorgen. Das ging nicht, ohne erst einmal den Busch zu roden, den Boden zu pflügen, zu säen und zu ernten. Bis man ernten konnte, musste man aber zuvor in Saatgut und Geräte investieren und warten, bis die Pflanzungen ihre Früchte trugen.

In den Anfangsjahren konnte man kaum auf eine richtige Ernte hoffen. Die Bauern wussten nicht einmal, wann die beste Zeit für die Aussaat war und in welchen Monaten mit Regen zu rechnen war. Der Winter dauert hier von Juni bis August. Von Dezember bis Februar wird es unerträglich heiß. Wann war der beste Moment zum Pflügen, Säen, Ernten? Sie wussten nicht einmal, welche Pflanzen hier wachsen würden. Das mussten sie alles erst ausprobieren, dabei verloren sie wertvolle Zeit (und Geld!). Oft hatten sie nach vielen Monaten Arbeit durch das Ausbleiben des Regens oder durch eine Heuschreckenplage eine totale Missernte. Dann war nicht nur all ihre Mühe umsonst, es wuchsen auch die Schulden an.

Es war eine verzweifelte Lage! Auch später hörte der Kampf nicht auf. Wenn man ein einigermaßen menschenwürdiges Leben führen wollte, benötigte man die Produkte der Zivilisation: Maschinen, Werkzeug, Möbel, Küchengerät, Kleider, Bücher, Medikamente und all die kleinen und großen Sachen, die man nicht selber herstellen konnte. Um das zu erwerben, war Geld nötig, und das konnte man nur durch den Verkauf der landwirtschaftlichen Produkte bekommen. Aber der Handel war nicht so einfach. Die nächste Stadt, der Absatzmarkt für diese Produkte, war Asunción, etwa 500 km Luftlinie von den Dörfern der Kolonie entfernt. Der einzige Verkehrsweg im Chaco war, wie schon erwähnt, die Bahnlinie, die zum Fluss führte. Von dort konnte man per Schiff die Stadt erreichen. Doch bis zur Bahnstation gab es keine Straße und keinen Weg. Der Transport dauerte stets mehrere Wochen.

Der Fortschritt war mühsam, und der Staat half in keiner Weise mit. Schulen, Krankenhäuser, Altersversorgung, Telefonsystem, Stromnetz, Wegebau: alles musste in eigener Initiative und aus eigener Kraft aufgebaut und eingerichtet werden. Und doch war der Lebensstandard in den mennonitischen Kolonien bald unvergleichlich höher als der bei den Indianern, bei den paraguayischen Siedlern und selbst bei den reichen estancieros. Das Gut und Geld, das 40 Jahre nach der Gründung in den Kolonien vorhanden war, war sehr schwer verdient.

Nach meinem Dafürhalten liegt das Geheimnis des Überlebens und des Fortschrittes der Mennoniten unter diesen schweren Bedingungen in folgenden Besonderheiten:

1. Im Zusammenhalt. Für einzelne, unabhängige Siedler wäre es unmöglich gewesen zu überleben. Die Bewirtschaftung der Felder, die Vermarktung der Produkte, die Krankenversorgung, Schulen, das alles wurde gemeinsam in Angriff genommen und gelöst.
2. Im Druck der Verhältnisse. Es gab für die Siedler keinen Weg zurück, es gab keinen anderen Platz auf der Welt, wo sie hätten bleiben können. Es gab keine Wahl und keine andere Möglichkeit. Vom armen paraguayischen Staat war keine Hilfe zu erwarten, und es gab keine Instanz, bei der man sich hätte beklagen oder die man für die Schwierigkeiten hätte verantwortlich machen können. Man musste gewinnen.
3. Im unerschütterlichen christlichen Glauben. Die ersten Jahre in dieser Wildnis waren ungeheuer schwer für die Siedler. Dass sie den Mut nicht verloren, dass sie nicht aufgaben oder sich einfach gehen ließen und 'verwilderten', das ist nur auf ihren festen, unerschütterlichen christlichen Glauben zurückzuführen. Gebetsversammlungen, Gottesdienste, Bibelschule gehörten zum Leben der Bauern, und es gab kaum einen Mennoniten, der am Sonntag nicht in der Kirche war. Die christlichen Traditionen wurden gepflegt; in den Alltag, in die Familie, in die täglichen Probleme wurde Gott mit einbezogen.
4. In der Selbstlosigkeit und Opferbereitschaft. Kaum waren die Siedler sesshaft geworden, als sie sich auch schon um das geistliche und soziale Wohl der Indianer um sie herum kümmerten. Anfänglich arbeiteten Indianer und Mennoniten zusammen auf den Feldern. Dann kamen immer mehr Indianer aus anderen Teilen des Landes und bettelten bei den Bauern. Um der Armut dieser Ureinwohner zu begegnen und sie selbständig zu machen, teilte die Kolonie ihnen Ländereien zu, schenkte ihnen Vieh, lehrte sie die Äcker zu bearbeiten, gab ihnen Saatgut und richtete Gesundheitszentren und Schulen für die Indianer ein. Die Gemeinde stellte Missionare ab, die den im Animismus lebenden Ureinwohnern das Evangelium erklärten und vorlebten. Der Onkel meiner Frau war der erste Wirtschaftsmissionar bei den Indianern. Er war Landwirt und zeigte den Ureinwohnern, wie sie den Boden bearbeiten mussten, um dadurch Nahrung für ihre Familien zu bekommen. Mit seiner praktischen Hilfe und Anleitung verband er die Unterweisung im christlichen Glauben.

Als die Mennoniten selber noch nicht genug zum Leben hatten, sorgten sie bereits für andere. Was der paraguayische Staat für seine Ureinwohner hätte tun müssen, taten hier die Siedler aus eigenem Antrieb und unter großen Opfern im Namen des Evangeliums. Das gab ihnen einen weiteren Blick, eine Aufgabe, die über ihre eigene Lebenserhaltung hinausging, und lenkte sie von ihren Nöten ab. Ich glaube, dass Gott diese Einstellung der Mennoniten gesegnet hat und dass er es ihnen deshalb in der unwirtlichen Wildnis des Chaco gelingen ließ.

Als ich das erste Mal in den Chaco kam, gab es noch nicht viel Geld und noch keinen Wohlstand in der Kolonie. Und doch hatten die Christen ein Herz für die Sache des HERRN! Deshalb konnte auch unsere Evangelisation mit dem Janz-Team finanziert werden.

9. Seelsorge

Das eigentliche Anliegen der Evangelisation war es, Menschen zu einer Entscheidung für Jesus Christus aufzurufen. Es stimmt, dass hier in den Kolonien die christlichen Traditionen gewissenhaft gepflegt wurden und dass sogar ein reges geistliches Leben herrschte. Man kannte die Bibel, biblische Unterweisung war in den Schulen ordentliches Unterrichtsfach. Lehrer, Bürgermeister, Kaufleute, Angestellte - in fast allen Berufen waren gläubige Christen in der Mehrheit. Die höchsten Positionen in

der Kolonie wurden von Christen bekleidet. Überall war ein starker biblischer Einfluss zu spüren. Worin dieser Einfluss sich bemerkbar machte? Einmal darin, dass am Sonntag die Kirchen voll waren. Nur vereinzelt Außenseitern konnte es einfallen, am Sonntag zu Hause zu bleiben. Die Kirche war nicht ein Ort, wo die Christen sich gezwungenermaßen versammelten, ohne wirkliches Interesse am Gemeindeleben. O nein! Der lebendige, vierstimmige Gesang und die großen Chöre mit meist jugendlichen Sängern zeugten von Leben!

Auch die Predigten wurden aufmerksam verfolgt. Obwohl meiner Ansicht nach die Ansprachen der Laienprediger oft eher langweilig waren, hörten die Gottesdienstbesucher doch durchweg aufmerksam zu. Sie kannten den Mann gut, der da hinter der Kanzel stand. Sie kannten sein Leben, seine Familie, seine Äcker und sein Vieh. Sie kannten aber auch seine Probleme, seine Schwächen und seine Anliegen. Wenn die Predigt auch oftmals keinen Aufbau, keinen richtigen Zusammenhang und keinen Höhepunkt hatte, so wussten die Hörer doch, wie ernst es der Mann da vorne meinte.

Die Prediger hatten damals noch wenig Gelegenheit für eine theologische Ausbildung. Sie waren Bauern, verdienten sich ihren Lebensunterhalt wie alle andern Gemeindeglieder und bekamen kein extra Gehalt für ihren Dienst als Gemeindeleiter. Dieses Amt war eine zusätzliche Verantwortung und Last, die besonders bewährte Christen auferlegt bekamen. Das 'allgemeine Priestertum' hatte zur Folge, dass in der Verkündigung Lücken entstanden. Aber dieses System hatte den Vorteil, dass die Predigten praxisnah waren und dass viele Bauern sich eingehend mit der Bibel beschäftigen mussten, um am Sonntag etwas weitergeben zu können.

Im Gottesdienst waren nicht nur alte Frauen, die etwas Religion für ihr Gemüt suchten, es waren nicht nur die Freunde und Schulkameraden des Predigers da. Zum Gottesdienst ging die ganze Familie. Zu dieser Familie gehörten die Großeltern, die erwachsenen Kinder, junge Eheleute, Jugendliche und Kinder. Ja auch die Kleinkinder kamen mit in den Gottesdienst. Für sie gab es einen besonderen Raum, durch eine Glasscheibe vom großen Versammlungsraum getrennt, wo die Mütter ihre Babys wickeln, stillen und schlafen legen konnten. Den guten Brauch, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen, hatten die Kinder der mennonitischen Familien buchstäblich mit der Muttermilch eingesogen.

Aber auch auf anderen sozialen Veranstaltungen zeigte sich der biblische Einfluss in den mennonitischen Siedlungen. Hochzeiten waren die gesellschaftlichen Höhepunkte im Dorf. Selbstverständlich war der Segen der geistlichen Leiter und das Treuegelöbnis vor Gott das Wichtigste bei der Hochzeit. Nach der Trauung gab es dann noch ein großes Fest. Dazu gehörte auch ein schlichtes, aber reichliches Essen, ein gemütliches Beisammensein und meistens auch ein Programm mit Liedern, Anspielen, Gedichten und evtl. einem Theater. Alkoholische Getränke und Zigaretten gehörten nicht zu diesen Feiern und auch nicht zum Lebensstil der Siedler.

Alkohol und Zigaretten zählten bei den frommen Siedlern zu den Suchtmitteln, die man als Christ mied. „Für mich ist das nicht einmal ein Opfer,“ sagte mir ein Jungbauer, den ich einmal auf Zigaretten ansprach. „Ich verzichte gerne und freiwillig auf das Rauchen und vermisse noch nicht einmal etwas.“ Ich fand diese Haltung immer bewundernswert. Es waren also nicht strenge Gesetze oder Strafen, die hier zur Enthaltbarkeit führten, sondern eher die Vernunft und der Glaube.

Die positiven Folgen der Abstinenz waren überall in der Kolonie zu sehen. Wo es in anderen Siedlungen Gewalt in den Familien, grausame Verkehrsunfälle, Krankheit oder Verletzungen als Folge von Alkoholmissbrauch gab, wo es Gebundenheiten, dumme Witze und obszöne Späße gab, da hatte man hier integere Menschen vor sich. Sie nahmen ihre Verantwortungen wahr und verbrachten ihre Zeit nicht in Kneipen bei Bier und Spiel.

Die Abstinenz war ein Segen für die Kolonie. Wenn Trunk und Laster hier Fuß gefasst hätten, dann wäre die ganze Gesellschaft bald verwildert und degeneriert. Eine Entschuldigung zum Trinken hätten

die Siedler jederzeit finden können. Das Leben war hart. Es gab manche Sorgen und Nöte. Es galt, schwere Arbeit in großer Hitze zu verrichten. Leicht hätten die mennonitischen Bauern sagen können, was viele arme Leute in den Elendsvierteln der Großstädte Südamerikas sagen, und was ihnen manch ein mitleidiger Wohlstandsbürger zugesteht: „Ein bisschen was will man ja auch vom Leben haben!“

Die Freuden und Höhepunkte im Alltag der Siedler waren eben die Hochzeitsfeiern, zu denen alle möglichen nahen und entfernten Verwandten und Freunde eingeladen wurden. So kamen nicht selten mehr als 500 Gäste auf solch einer Veranstaltung zusammen. Weihnachten war die Zeit der Familienfeste, wo von den Großeltern bis zu den Ur- Urenkeln alles vertreten war, was zur Großfamilie gehörte. Diese Familienfeste fanden auf den Höfen statt, wo Platz genug für 50 bis 100 Personen war. Auch Geburtstage wurden gefeiert, allerdings meist in kleinerem Kreis.

Bei der Jugend waren Volleyball und Fußball beliebt, und es gab oft sehr spannende Turniere zwischen den Sportlern der verschiedenen Dörfer. Aber auch bei Sport und Spiel merkte man den Einfluss der biblischen Morallehren. Selbst in der größten Erregung gab es selten Kraftausdrücke oder Schimpfworte, keine Beleidigungen, keine Flüche und keine Gewalt. Es wurde in jeder Hinsicht fair gespielt. Dazu gehörte auch, dass ein Fehler, ein 'Aus' sofort zugegeben wurde. Für ein 'foul' entschuldigte man sich umgehend.

Aber nicht alle gesellschaftlichen Veranstaltungen waren sanft und ruhig. Zu den rauen Festen gehörten die 'Rodeos'. Da ging es wild und gefährlich zu. Fast alle Kolonisten waren Bauern, die ihre eigenen Pferde und Kühe hatten. Die Jungen waren gewohnt, zu reiten und allerhand Kunststücke auf dem Pferd zu vollbringen. Auf den Rodeos wurden solche Kunststücke vorgeführt. Es wurden Rennen und Turniere veranstaltet, und es gab Ausstellungen. Doch auch diese Veranstaltungen, obwohl manchmal recht rau und wild, waren nichts, das außerhalb des christlichen Glaubens gelegen und wo man Moral und Anstand vergessen hätte.

Auch im Zusammenhalt und in der gegenseitigen Hilfe machte sich der christliche Einfluss bemerkbar. Man war aufeinander angewiesen, und es war selbstverständlich, dem Nächsten in einer Not beizustehen. Meine Frau erinnert sich noch, wie sie von ihrer Mutter mit einer Schüssel Hühnersuppe zu einem kranken Nachbarn geschickt wurde. Einer Witwe im Dorf wurde von den Mitbewohnern bei der Bestellung der Felder und bei der Versorgung des Viehs geholfen. War ein Haus zu bauen, dann konnte der Bauherr mit der Unterstützung seiner Freunde und Nachbarn rechnen. Kam ein Schwarm Heuschrecken auf ein Feld, so war das ganze Dorf zur Stelle, um bei der Bekämpfung der Plage mitzuhelfen. War ein Brunnen oder eine Straße zu bauen, dann geschah das am Anfang alles noch in Gemeinschaftsarbeit. Und wenn ein Kranker in die 500 km entfernte Stadt gebracht werden musste, fand sich immer jemand, der bereit war, die Strapazen und die tagelange Fahrt auf sich zu nehmen, um dem Nächsten zu helfen.

Vieles war in diesen Kolonien christlicher, als was ich je gesehen hatte! Und doch sollte hier eine Evangelisation stattfinden? Die Frohe Botschaft sollte gepredigt und Menschen sollten zu einer Entscheidung für Christus eingeladen werden? In unserer Veranstaltung im Chaco sollte ein Evangelist zur Buße und Bekehrung aufrufen? War das nicht paradox?

Die Tatsache, dass ein großer Prozentsatz der Kolonisten in die Kirche ging und die Bibel kannte, dass in der Gesellschaft eine hohe Moral herrschte und viele Siedler um die Notwendigkeit einer Wiedergeburt wussten, bedeutete nicht, dass sie alle wiedergeboren waren. Viele schoben ihre Buße und die wichtige, persönliche Entscheidung für Jesus Christus immer wieder vor sich her. Sie brauchten einen Anlass, um ganze Sache mit ihrem Christentum zu machen. Es waren auch Kinder und Jugendliche da, die nur auf eine Gelegenheit warteten, mit jemandem beten zu können, um so ein Leben als Christen zu beginnen. Für diese Leute hielten sich in der Evangelisation sogenannte

Seelsorgehelfer bereit.

Die Seelsorgehelfer waren empfohlene und bewährte Christen mit einem guten Leumund im Dorf und in der Gemeinde. Einige von ihnen hatten in der Sonntagsschule oder in einem Hauskreis unterrichtet, andere hatten schon irgendeine Art Ausbildung in biblischen Fächern bekommen. Entweder hatten sie in der Stadt an theologischen Kursen teilgenommen oder waren für einige Zeit Schüler an der Wanderbibelschule der Kolonie gewesen.

Dann wollten wir aber auch bewusst solchen Personen eine Gelegenheit zum Dienst geben, die bisher noch keine Verantwortung in der Gemeinde hatten. Durch die Mithilfe bei der Beratung sollten sie interessiert und für eine spätere Mitarbeit in der Gemeinde gewonnen und vorbereitet werden. Es war schon recht schwierig, solche Christen zu finden. Hatte man aber Gemeindeglieder gefunden, die bereit waren, sich einsetzen zu lassen, so trat ein neues, größeres Problem auf: Die Prediger und Ältesten waren skeptisch. Sie trauten es ihren jungen Mitchristen nicht zu, dass sie als Seelsorgehelfer andere Menschen geistlich beraten und einen Beitrag in der Evangelisation leisten könnten.

Im Chaco hatte es schon oft Evangelisationen gegeben, aber immer hatte der Evangelist selbst die Seelsorgearbeit getan. In einigen wenigen Fällen wurden die Gemeindeführer für die Beratung der Suchenden mit herangezogen. Dass nun aber einfache Gemeindeglieder massiv bei der Seelsorgearbeit helfen sollten, das war neu in der Kolonie! Es gab viele Bedenken, Fragen und auch strikte Ablehnung dieses Konzepts.

Der Evangelist Leo Janz hatte nun eine bestimmte Methode für seine Veranstaltungen entwickelt. Einmal gab es im Vorprogramm viele Lieder und viel Musik. Dann kam eine einfache, aber immer biblisch begründete Ansprache von etwa 25 Minuten. Danach folgte die Einladung oder der Aufruf, zu Jesus zu kommen. Diese Einladung mit dem eigentlichen 'Ruf zur Entscheidung' dauerte bis zu zehn Minuten.

In seinem Aufruf erklärte der Evangelist die Notwendigkeit einer bewussten Hinwendung des Menschen zu Jesus. Manchmal zählte er auch eine Reihe Ausreden auf, die einem Besucher einfallen könnten und mit denen er seine Entscheidung hinausschieben oder gar ablehnen will. Aber Leo Janz zeigte auch deutlich, wo der Ursprung dieser Entschuldigungen und Ausreden liegt: beim Teufel, dem Feind unserer Seele. Diese Behauptungen waren auch immer mit biblischen Zitaten untermauert.

Zu diesem Aufruf gehörte aber auch eine ganz praktische Erklärung. Die Leute, die nun eine Entscheidung treffen wollten, sollten sich erheben, ihren Platz verlassen und nach vorne, vor das Rednerpult kommen. Das war für die meisten nicht leicht. Sie wussten, dass aller Augen auf sie gerichtet sein würden und dass die 'Zuschauer' sich wahrscheinlich allerhand Gedanken über ihre Sünden machten. Es war demütigend und beschämend, nach vorne zu gehen. Doch viele, viele Leute taten diesen Schritt, dazu sang der Chor das Einladungslied.

Unmöglich hätte der Evangelist mit seinem kleinen Team all die Aussprachen führen können! Er hätte sicher bis zum Morgengrauen mit den Hilfesuchenden sprechen müssen. Deshalb hatten wir - wie schon erwähnt - Seelsorgehelfer aus den Gemeinden vorbereitet. Wie der Name schon sagt, sollten sie in der Seelsorge helfen. Es waren keine ausgebildeten Theologen, keine Familienberater oder Psychologen. Wir stehen jedoch auf dem Standpunkt, dass auch ein einfaches Gemeindeglied einem heilsuchenden Menschen den Weg zu Jesus zeigen kann.

Bevor wir nun die Seelsorgehelfer einsetzten, hielt ich ein Wochenendseminar über die wichtigsten Fragen und Aspekte der Gesprächsführung und Beratung ab. Wir wollten erreichen, dass den Suchenden durch den Dienst der Helfer eine gute biblische Basis für Ihre Entscheidung für Christus vermittelt wurde.

Als erstes ermahnte ich die angehenden Helfer, eine gute Diagnose im Gespräch zu stellen. Bevor man

richtig helfen kann, muss man wissen, was für eine 'Krankheit' der Hilfesuchende hat. Es konnte sein, dass Eheprobleme vorlagen, moralische Verfehlungen, Süchte und Abhängigkeiten, von denen keiner etwas wusste, oder auch Zerwürfnisse mit Gemeindegliedern, Nachbarn oder Familienangehörigen, Lauheit und Zweifel im Glauben .

Je nach Art des vorliegenden Problems sollte dann eine Lösung angeboten werden. Wir hatten eine ganze Reihe Bibelverse ausgesucht und auswendig gelernt. Sie sollten dem Suchenden Gottes Antwort auf sein Problem zeigen. Alle Beratung soll aber grundsätzlich dazu führen, dass der Mensch erkennt, dass er ein Sünder ist, der Vergebung braucht. Diese Vergebung bietet Gott an. Gott gibt wunderbare Verheißungen für den, der zu IHM kommt, seine Schuld eingesteht und um Vergebung bittet.

Wir versuchten, diesen Punkt sehr klar zu machen: Gott hat viel Liebe, Gnade, Vergebung und Heilung für den Sünder bereit. Aber Erlösung geschieht nicht automatisch! Der Mensch trägt Verantwortung für sein Leben. Nur wenn er die Bedingung zur Vergebung erfüllt, erfüllt Gott auch die Verheißung an ihm. Es gibt eine ganze Reihe Bibelworte, die in einem Vers beides zeigen: Gottes Verheißung der Errettung und die Bedingung, die vom Menschen zu erfüllen ist. Wir zeigten den vielen, die zur einer Aussprache kamen, diese Bibelverse und halfen ihnen damit, sich auf das Wort Gottes zu verlassen. Sie sollten nicht auf Gefühle und nicht auf menschliche Versprechen bauen, sondern auf das unveränderliche und objektive Wort Gottes.

Es war erstaunlich, wie viele Menschen das verstanden: Kinder, Jugendliche, Frauen und Männer. In einem einfachen Gebet drückten sie Ihre Reue über die Sünde aus und bekundeten ihre Bereitschaft, Jesus ganz zu vertrauen und zu gehorchen. Die Umwandlung war oftmals deutlich im Gesichtsausdruck und im Verhalten des Hilfesuchenden zu sehen. Eine Last war von ihnen abgefallen. Sie hatten verstanden, was das Evangelium, die frohmachende Botschaft, für sie persönlich bedeutet.

Natürlich hätten wir gerne gesehen, dass bei jeder Veranstaltung möglichst viele Menschen dem Aufruf des Evangelisten gefolgt wären. Aber das geschah nicht immer. An manchen Tagen kamen nur ein paar Kinder nach vorne. Wir fühlten uns dann meist niedergeschlagen und enttäuscht. Unwillkürliche fragten wir uns: Was haben wir verkehrt gemacht? War irgendwelche Sünde in unserem eigenen Leben? Waren wir stolz oder zu selbstsicher geworden? Oder verstanden wir es nicht, die Botschaft für alle begreiflich zu machen? Unsere ganze Arbeit hatte doch darauf hin gezielt, dass Menschen Heil und Vergebung fanden!

Es gab aber auch Versammlungen, in denen hundert oder noch mehr Personen nach vorne kamen. So sehr wie wir uns darüber freuten, es kamen uns dann auch manchmal Zweifel an. Haben die Leute verstanden, was der Evangelist gesagt hatte? Wussten sie wirklich, warum sie nach vorne gekommen waren? Oder waren sie einer Massenpsychose gefolgt? Waren sie von der Stimmung im Saal oder den Liedern angesteckt worden?

Diese Kritik hörten wir auch oft von den Pastoren und Gemeindeleitern, die der Sache von Anfang an skeptisch gegenübergestanden hatten. „Das ist ja reine Gefühlssache,“ meinten sie dann. „Die Leute kommen nach vorne, weil da andere neben ihnen auch gehen. Sie kommen, weil der Evangelist sie so drängt. Die Lieder hypnotisieren sie“. So sahen es die Skeptiker und sie dachten, sie hätten eine gute Erklärung für dieses Phänomen. Nach ihrem Dafürhalten konnte es einfach nicht möglich sein, dass diese Männer, Frauen und Kinder, die da vorne standen, wirklich Sündenerkenntnis hatten und Vergebung suchten.

Wer jedoch als Seelsorgehelfer in diesen Versammlungen mithalf, der hatte eine andere Sicht der Dinge. Als die Schar der Vorgetretenen vor dem Rednerpult stand, sprach der Evangelist noch ein Gebet und überließ sie dann der Obhut der geschulten Seelsorgehelfer. Manche der Suchenden hatten schon durch das öffentliche Bekenntnis und durch das Gebet des Evangelisten Jesus in ihr Leben

aufgenommen. Andere aber nicht. Sie verstanden vieles noch nicht so richtig. Sie brauchten den Rat, den Zuspruch und das Gebet mit einem Helfer.

Wir haben nie gesagt, dass sich an einem Abend so und so viele Menschen bekehrt haben. Mit Zahlen waren wir vorsichtig. Außerdem konnte niemand dafür garantieren, dass wirklich alle, die nach vorne kamen, auch eine Bekehrung erlebt hatten. Einige waren schon gläubig, aber sie hatten Fragen, Probleme, Konflikte oder auch Sünden in ihrem Leben, über die sie mit jemandem sprechen wollten. Auch diese Personen haben wir sehr ernst genommen. Es war uns wichtig, dass auch ihnen geholfen wurde und dass sie ihr Leben mit Gott in Ordnung brachten.

Die Seelsorgehelfer sollten sich also an die Seite der Suchenden stellen und sie nach dem Grund fragen, weshalb sie nach vorne gekommen waren. Dann sollten sie sich ihre Erklärungen und Probleme anhören, ihnen ein Bibelwort zur diesem Thema erklären und mit ihnen zusammen beten. In den persönlichen Gesprächen ging es hauptsächlich darum, den Suchenden den Weg zu Jesus zeigen.

Eines der häufigsten Themen bei diesen Aussprachen war die Frage der Heilsgewissheit. Es gab genug Gemeindeglieder, die mit gutem Willen versuchten, Gott zu gehorchen und zu dienen. Aber bei all dem wussten sie doch nicht, ob sie einmal in den Himmel kommen würden. Das beunruhigte sie. In vielen Fällen genügte es, diesen Personen die biblischen Verheißungen in bezug auf unsere Errettung zu zeigen. Wenn sie das verstanden hatten, konnten wir sie ermutigen, Gottes Wort ganz zu vertrauen. Oftmals wagten die Menschen nicht - im Blick auf ihre Unvollkommenheit - der Verheißung Gottes ganz zu trauen.

Manchmal war die Ursache für die Zweifel an der Errettung, dass die betreffende Person noch nie die Bedingung der Errettung erfüllt hatte. Dann zeigten die Helfer den Zweifelnden, was sie tun mussten, um ein Christ zu werden. Zum Beispiel erklärten wir den Vers 13 aus dem 10. Kapitel des Römerbriefes. Der Vers lautet: „Wer den Namen des Herrn anrufen wird, soll gerettet werden.“ - In dieser kurzen Aussage ist eine Verheißung Gottes enthalten und eine Bedingung, um die Verheißung zu bekommen. Die Verheißung lautet: „... soll gerettet werden.“ Die Bedingung dazu ist: „den Namen des Herrn anrufen“. Durch den Gebrauch der Bibel bei diesen Erklärungen verstanden die Suchenden genau, was sie zu tun hatten und was Gott tun wird. Wenn sie dann „den Namen des Herrn angerufen“, also um ihre Errettung gebetet hatten, war ihnen oft sofort klar, ob und dass sie gerettet waren. Sie hatten augenblicklich Heilsgewissheit.

Manchmal kamen auch handfeste Sünden in den Unterhaltungen zur Sprache. Da waren sexuelle Vergehen, Diebstahl, Betrug, Lügen, Zank mit Nachbarn und alle anderen Vergehen, die auch sonst überall vorkommen. Wenn die Personen erst einmal einsahen, dass sie gesündigt hatten, konnten sie auch Vergebung und Befreiung finden. Der Helfer konnte dann dem bußfertigen Sünder zeigen, wie er durch Jesus Vergebung findet. Manchem niedergeschlagenen und beschämten Mann, mancher Frau und manchem Jugendlichen fiel es schwer zu glauben, dass für sie Vergebung aller Schuld durch ein einfaches Gebet zu Jesus möglich sei. Aber doch fanden viele ein befreites Gewissen und ein erleichtertes Herz, nachdem sie mit dem Seelsorgehelfer über ihre Sünden gesprochen und Jesus um Vergebung dafür gebeten hatten.

Es gab auch Personen, die mit Lastern zu kämpfen hatten. Bei dem einen war es das Rauchen, bei dem anderen die Jagdleidenschaft, bei dem dritten die Alkoholsucht. Wenn es auch nur wenige süchtige Menschen gab und Rauchen, Trinken, Spielen und andere Leidenschaften deutlich von der Gesellschaft verurteilt wurden, so kamen sie doch auch vor. Die Betroffenen litten meist schwer unter ihren Bindungen, die sie zu verstecken und zu verheimlichen suchten. Welche Erleichterung war es für sie und ihre nächsten Angehörigen, wenn diese Laster einmal zugegeben und bekannt wurden. Oft war das schon der Anfang einer radikalen Befreiung.

Manche Kolonisten kamen auch zu einer Aussprache, weil sie Hass und Bitterkeit in ihren Leben erkannt hatten. Vielleicht waren sie unversöhnlich gegenüber den eigenen Eltern, Kindern oder gegenüber ihren Nachbarn, von denen sie sich ungerecht behandelt fühlten. Diese Zwietracht unter Mitmenschen, und die damit verbundene Überheblichkeit, Überempfindlichkeit und Lieblosigkeit störten nicht nur die gesellschaftlichen Beziehungen, sondern beeinträchtigten auch das Verhältnis zur Gemeinde und zu Gott. Nachdem solche inneren Widerstände bekannt und bereinigt waren, fühlten sich die Betroffenen erleichtert und frei, und das Verhältnis zum Nächsten kam wieder ins Lot.

Gute mitmenschliche Beziehungen waren in den Kolonien von großer Bedeutung. Man war aufeinander angewiesen, man brauchte einander. Nur gemeinsam konnte man die Widerstände der Natur überwinden und in dieser Wildnis überleben. Außerdem gab es ja keine Gerichte, wo man sein Recht hätte einklagen können. Man musste sehen, wie man miteinander auskam. Durch diese Situation hatten die Mennoniten schon von klein auf gelernt, dass es besser ist, sich mit seinen Mitmenschen zu vertragen und Streit zu vermeiden.

Ein anderes Problem, das von manchem treuen Gottesdienstbesucher in der Zeit der Evangelisation erkannt wurde, war die Heuchelei. Es kamen Menschen nach vorne, die auf einmal merkten, dass sie vor der Gemeinde und den Verwandten ein wahres Christentum vorgetäuscht hatten. Sie waren pünktlich zu den Gottesdiensten gegangen, hatten sich moralisch einwandfrei verhalten und den Anschein erweckt, als seien sie überzeugte Christen, aber in ihrem Innern waren sie leer. Indem sie diese Tatsache bekannten, fanden sie Vergebung und wahres Leben in Christus.

In den Kolonien war der christliche Einfluss übermächtig. Wer nicht gläubig war, galt hier als Außenseiter. Die Heuchler wollten nun so einer Randgruppenposition aus dem Wege gehen und einfach zu der Mehrheit der Christen dazugehören. Sie waren Mitläufer, die ihre Lage plötzlich verurteilten. Heuchelei ist eine sehr anstrengende und doch unbefriedigende Sache! Die Evangelisation gab diesen unechten Christen eine Gelegenheit, sich jetzt zu entscheiden und öffentlich und von ganzem Herzen auf die Seite Jesu zu treten.

Wieder andere Personen, die eine Aussprache suchten, kamen auch einfach zum Diskutieren, sie kamen, um ihre Ansichten zu rechtfertigen oder Lehrfragen aufzuwerfen. Einige von ihnen folgten Sonderlehren und seltsamen Meinungen, die sie hier verbreiten wollten. Oder sie hatten Widersprüche oder scheinbar fragwürdige Aussagen in der Bibel gefunden, die sie nicht annehmen wollten. Es kamen auch Menschen nach vorne, die gar nicht verstanden, worum es hier überhaupt ging. Sie waren nicht bereit für Buße und Bekehrung. Der Seelsorgehelfer musste solche Besucher einfach unverrichteter Dinge entlassen. Nicht alle, die eine Aussprache suchten, fanden Vergebung und ein neues Leben. Hin und wieder begegneten uns auch Suchende, die sich alles anhörten, was der Seelsorgehelfer ihnen sagte. Am Schluss meinten sie jedoch: „Ich kann diese Entscheidung heute Abend nicht treffen“ oder „Ich will mir das alles noch einmal in Ruhe überlegen.“

So gerne wie wir gesehen hätten, dass sie alle eine Wiedergeburt erlebten - wir mussten sie ziehen lassen! Das Heil und die Vergebung kann man niemandem aufzwingen, sie sind eine Gabe Gottes, die freiwillig angenommen werden muss. Durch die Einladung in der Evangelisationsversammlung sollten Menschen, die noch nicht entschiedene Christen waren, eine Gelegenheit bekommen, sich Jesus anzuvertrauen. Solche, die noch Zweifel im Glaubensleben hatten oder die Sünden bereinigen wollten, sollten mit Jesus in Verbindung gebracht werden.

In der Evangelisationswoche kamen wohl an die 800 Personen zu einer Aussprache nach vorne. Die Seelsorgehelfer taten eifrig ihren Dienst und freuten sich an den gewonnenen Erfahrungen. Die Prediger und Lehrer der Gemeinde halfen, wenn es in einem Gespräch nicht weiterging oder größere Probleme auftauchten. Von allen Personen, die eine Aussprache gesucht hatten, wurden die Namen und

einige andere Angaben festgehalten, damit eine gut organisierte Nacharbeit stattfinden konnte.

Die meisten von denen, die in den Abenden der Evangelisation eine Entscheidung für Jesus trafen, waren Personen, die aus einer gläubigen Familie kamen. Für sie war oft schon lange gebetet worden. Wenn solch ein Kind, Jugendlicher oder Erwachsener aus dem Ausspracheraum kam, wurde er meistens freudig von seinen Angehörigen begrüßt. Oft flossen nicht nur bei dem Neubekehrten, sondern auch bei Verwandten und Freunden die Tränen.

Wer das Glück hatte, in eine Familie zurückzukehren, in der das christliche Leben gepflegt wurde, für den war es leicht, im Glauben zu wachsen. Gewöhnlich gab es dort Hausandachten, Gebetsgemeinschaften und die Möglichkeit, Fragen über den Glauben zu stellen. Viel Nacharbeit war da meist nicht nötig.

Aber es gab auch Familien, wo zwar die meisten Glieder gläubig waren, wo aber kaum über den Glauben gesprochen wurde. Jeder musste sich durch seine Fragen und Zweifel durchkämpfen. Man bekam weder Hilfe noch Erklärung für das Bibellesen, man bekam keine Anleitung für eine 'Stille Zeit'. Es war nicht üblich, anderen von seiner Erfahrung mit Jesus zu erzählen. So kam es, dass manch ein Jungbekehrter die Gewissheit seiner Errettung verlor und bedrückt seines Weges ging, weil er nicht die rechten Fortschritte im Glaubensleben machte. Für solche Gläubigen sollte der Besuchsdienst im Zuge der Nacharbeit eine Hilfe sein.

In den sonst so christlich geprägten Kolonien gab es aber auch hartgesottene Nichtchristen, Randfiguren der Gesellschaft, Rebellen, Skeptiker und Kritiker der Gemeinde. Wer aus solch einer Familie zum Glauben kam (und das geschah immer wieder!), der musste mit Widerstand, Spott und Verachtung von Seiten der eigenen Angehörigen rechnen.

Recht häufig bewährten sich die jungbekehrten Christen in widrigen Umständen außerordentlich. Sie waren eifrig, kamen zu den Bibelstunden und Gemeindeveranstaltungen, sprachen frei von ihrem Glauben und legten ein dermaßen verändertes Wesen an den Tag, dass sich die andern nur wundern konnten! Es kam vor, dass durch einen jungen Gläubigen ganze Familien zur Gemeinde zurückkehrten.

10. Nacharbeit

Als die Tage der Evangelisation vorüber waren, herrschte überall Freude. Ein frischer, geistlicher Wind wehte durch die Gemeinden und die Kolonien. Die meisten Gemeindeglieder hatten etwas erlebt und eine neue Erfahrung mit Gott gemacht. Sie hatten gesehen, wie Gottes Wort wirkt, sie hatten auch erkannt, wo sie selber gleichgültig im Glaubensleben geworden waren, sie hatten die Freude erfahren, dass Verwandte oder Familienangehörige Buße taten und sich zu Jesus bekehrten. Besonders groß war die Begeisterung bei den Christen, die als Seelsorgehelfer mitgearbeitet und andere Menschen zu Jesus geführt hatten. Jetzt war es für sie kein Tabu mehr, mit ihren Mitbürgern über Jesus zu sprechen und bei Gelegenheit auch einmal eine Einladung zur Entscheidung für Jesus geben. Sie hatten eine klare Vorstellung davon, wie man einem Freund den Heilsweg erklärt und ihn mit Jesus in Kontakt bringt. Die Evangelisation konnte auch ohne Evangelisten weitergehen.

Zur Planung einer Evangelisation gehört nicht nur die Vorbereitung der Veranstaltungen, sondern immer auch die Nacharbeit. Die Seelsorgehelfer sollten jetzt weiter mit den Personen in Kontakt bleiben, die eine Entscheidung für Jesus Christus getroffen hatten. Sie sollten die Jungbekehrten besuchen und mit ihnen über Themen, die das Wachstum im Glaubensleben behandelten, sprechen. Dazu gehörten Erklärungen über das Bibellesen und das Gebetsleben, über die Notwendigkeit der

Gemeinschaft mit anderen Christen in der Gemeinde, über das Zeugnisgeben und über den Zehnten. All diese Anweisungen waren Teil des Nacharbeitsprogramms. Vieles war den einzelnen, die in der Gemeinde groß geworden waren, ohnehin klar. Trotzdem war es sicher gut, diese Themen noch einmal aufzugreifen und praktisch zu erklären.

Wie schon vorher erwähnt, herrschten in den Kolonien eine bessere christliche Moral und mehr biblischer Einfluss als sonst irgendwo in einer normalen Stadt. Diese spürbare, ernste und doch fröhliche christliche Atmosphäre ließ uns hoffen, dass die Früchte der Evangelisation noch lange zu sehen sein würden und dass das geistliche Leben noch für viele Jahre erhalten bliebe.

Die starke christliche Prägung in den Chacokolonien war meiner Ansicht nach auf folgende Umstände zurückzuführen:

1. Das Vorbild der Eltern. In den meisten Familien gab es wiedergeborene Christen; die ihre Bibel lasen, die beteten und die mit Gott lebten. Meine Frau hat z.B. schon von klein auf die biblischen Geschichten aus dem Munde ihres Vaters gehört und täglich mit ihrer Mutter gebetet. Sie hat gesehen, wie Probleme auf geistliche Art nach biblischen Prinzipien behandelt und gelöst werden.

Wenn etwa Nachbars Schweine den Garten verwüsteten, dann wurde keine Szene daraus gemacht und kein Generationenstreit begonnen. Wenn Vater oder Mutter die Kinder einmal ungerecht behandelt hatten, war es Christenpflicht, sich zu entschuldigen. Ganz besonderer Wert wurde auf Ehrlichkeit, Anständigkeit und Zuverlässigkeit gelegt. Bei den Mennoniten wird im allgemeinen nicht viel geredet, aber wenn etwas gesagt wird, dann kann man sich darauf verlassen. Das Vorbild der Eltern hat ganz bestimmt wesentlich zum geistlichen Leben in den Kolonien beigetragen.

2. Schule. Die Betonung der Moral in Schule, Geschäft und Familie hat bewirkt, dass die Mennoniten in einem so unwirtlichen Gebiet, weit ab der Zivilisation, überleben konnten. Nicht nur die Eltern, sondern auch die Lehrer in den Schulen achteten darauf, dass die Kindern nicht lügen und nicht betrügen. Im Geschäftsleben konnte man den meisten Händlern vertrauen, dass sie reelle Preise verlangen und einen nicht übers Ohr hauen würden. Ich habe Bauern beobachtet, die Ihre Milch in einem Kühltank in der Mitte des Dorfes abliefern. Hier war keine Aufsichtsperson. Jeder schrieb die abgelieferte Menge in ein Buch - und nie würde auch nur ein Liter Milch fehlen.

Bei solchen Beobachtungen wurde mir klar, wie viel einfacher und effektiver doch der ganze Handel abläuft, wenn man dem Nächsten bedingungslos vertrauen kann. In den meisten Ländern Lateinamerikas sind Korruption und Unglaubwürdigkeit ein großes Problem. Man kann den Autoritäten, den Politikern und noch nicht einmal den Sozialarbeitern trauen. Gelder werden schamlos veruntreut. Das ist ein wesentlicher Grund dafür, dass hier in so großem Umfang Not und Armut herrschen. Außerdem erfordert der Kampf gegen die Korruption einen großen Apparat der Kontrolle, viel Bürokratie und damit hohe Kosten. Und dennoch kann man dem Nächsten nicht trauen! Schlaue Geschäftsleute oder Beamte finden immer noch Schliche und Wege, sich auf Kosten anderer zu bereichern. Wie wertvoll ist es da, wenn man dem Mitbürger vertrauen kann!

3. Tradition: Sicherlich haben Moral und Vertrauenswürdigkeit der Mennoniten auch etwas mit der Tradition zu tun. Diese Tradition war geprägt vom Glauben und von der Bibel. Sie hatte sich unter dem Druck der Verfolgung und der Fremdlingschaft im Ausland in einer 400jährigen Zeitspanne entwickelt. Die Tradition war zu einer eigenständigen Kultur geworden, die nicht nur an der Sprache zu erkennen war, sondern auch an den Umgangsformen, den Festen, den moralischen Prinzipien, der allgemeinen Weltanschauung, den Werten.

Schon in Russland wurde diese Tradition gepflegt und dann später in Paraguay, in Brasilien, Bolivien, Mexiko, Kanada und überall da, wo die Mennoniten sonst noch verstreut lebten. Zunächst waren die Gemeinden die Träger und Hüter dieser Tradition, die ja im christlichen Glauben ihre Grundlage hatte.

Dann aber stärkten auch die Eltern, die Lehrer, die Autoritäten und die ganze Struktur des Koloniewesens diese Tradition.

Man kann durchaus sagen, dass Traditionen etwas Gefährliches sind. Sie können den Fortschritt hindern, sie können starr und hart machen, indem sie alle positive Veränderung und Verbesserung aufhalten und alles Moderne verdammen. Sie können die Freiheit des Christen einengen, das geistliche Leben ersticken und den Glauben zu einer toten Form werden lassen. - Aber Traditionen können auch das Gute bewahren, sie können ein Wall sein gegen das Böse, sie können Sicherheit und Beständigkeit geben. Hier, in den mennonitischen Kolonien im Chaco, fiel mir eher die positive Seite einer von Traditionen geprägten Gesellschaft auf. Und sicher war es auch dieses Halten an der Tradition, was eheliche Untreue, Ehescheidung, Unmoral, Lüge, Diebstahl und Abkehr von Gott verhinderte.

4. Gemeinden. Eine weitere Ursache für das geistliche Leben, die Moral und das ernste Christentum waren die Gemeinden selbst. Hier wurde nicht nur gepredigt und gelehrt, hier wurde auch gehandelt. Es gab Disziplin und Gemeindezucht, das heißt: Seelsorge an Sündern. Wer sich irgendwie vergangen hatte, der wurde vor die Gemeinde zitiert. Seine Verfehlungen wurden geprüft, er wurde zur Buße aufgefordert. Erstaunlich oft wurde das Vergehen zugegeben und die Gemeinde öffentlich um Vergebung gebeten. Wenn das nicht geschah, wurde eine disziplinarische Maßnahme verhängt, die bis zum Ausschluss aus der Gemeinde und damit aus der Gesellschaft reichen konnte.

Sicher war es oft schwer, gerecht zu urteilen. Die Gemeinde war kein öffentliches Gericht. Oft konnten die Gemeindeleiter auch nicht in vollem Umfang die Motive und Beweggründe für ein Vergehen bewerten. Aber so lückenhaft die Praxis der Gemeindezucht auch sein mag, jedenfalls wurde sie geübt, sehr im Gegensatz zu vielen großen Kirchen, wo Pfarrer und Gemeindeleiter sich nur noch in den seltensten Fällen um die Sünden und Vergehen ihrer Glieder kümmern. Gemeindezucht, die Scham und die Demütigung, die damit einherging, hat manche Glieder davor bewahrt, leichtfertig unmoralische Handlungen oder Sünden zu begehen.

5. Lehre und Zeugnis von der Wiedergeburt. Noch eine Ursache für das rege Gemeindeleben und die vielen christlichen Tugenden war die Tatsache, dass die Wiedergeburt gelehrt wurde. Im Liedgut kam immer wieder der Aufruf zur Buße und Bekehrung vor. In den Gebetsstunden beteten die Christen für die Bekehrung von Verwandten und Freunden oder sie dankten Gott für ihre eigene Errettung. Hier und da wurde auch in einer Bibelstunde oder im persönlichen Gespräch Zeugnis von der persönlichen Erfahrung der Wiedergeburt abgelegt. Und schließlich kam diese Lehre auch immer wieder in Predigten vor und wurde bei Erweckungs- oder Evangelisationsversammlungen stark betont.

Jedermann in der Kolonie wusste, dass man nicht durch eine Tradition, nicht durch eine Amtshandlung wie die Taufe oder die Konfirmation ein Christ wird, sondern durch Buße und Bekehrung. In den Gemeinden wurde streng darauf geachtet, dass nur solche Glieder aufgenommen wurden, die in einer freiwilligen, bewussten, persönlichen Entscheidung Jesus Christus ihr Leben übergeben hatten. Das war eine gesunde Grundlage für starke Gemeinden. Hier wussten die Glieder, dass sie erlöst waren, sie kannten die Kraft des Heiligen Geistes. Sie konnten Gott für Ihre Erlösung danken und hatten ein lebendiges Glaubensverhältnis zu Jesus Christus.

In Kirchen, wo die Lehre von der Wiedergeburt nicht bekannt ist, herrschen ganz andere Voraussetzungen. Meistens fehlt dann bei den Gemeindegliedern die Heilsgewissheit. Sie wissen nicht, ob sie erlöst sind, und wissen nicht einmal, ob sie Christen sind. Sie gründen die Hoffnung für ihre Errettung auf falsche Annahmen. Ihnen fehlt auch die Kraft des Heiligen Geistes zu einem reinen Wandel. Oft können sie nicht beten, und es fällt ihnen schwer, von Gott zu reden und sich zu IHM zu bekennen. Natürlich können sie auch nicht helfen, wenn jemand in einer Glaubenskrise steckt oder nach Heilsgewissheit und Frieden mit Gott sucht.

In einer Gemeinde, in der die Glieder nicht wiedergeborene Christen sind, gibt es auch kein Wachstum im Glauben, es gibt keine gegenseitige Ermutigung und es gibt keinen geistlichen Dienst durch die Glieder. Es kommen auch keine Menschen zum lebendigen Glauben. Wo die Lehre von der Wiedergeburt durch Buße und Bekehrung nicht unterrichtet wird, da herrschen Gleichgültigkeit und Uneinigkeit; die Frage nach dem Wesentlichen des Glaubens und der Kirche bleibt unbeantwortet. Wohl der Gemeinde, die streng darauf achtet, dass die Bekehrung klar gelehrt wird und dass nur wiedergeborene Menschen als Glieder in die Gemeinde aufgenommen werden!

6. Taufpraxis. An dieser Stelle ist wohl auch die Taufpraxis der Gemeinden im Chaco von Paraguay zu nennen. Hier wird man nicht automatisch als Kind getauft - ob man will oder nicht. Hier werden nur Personen getauft, die sich bekehrt haben und durch einen eigenen, persönlichen Entschluss um diese Handlung bitten. Kinder werden erst getauft, wenn sie diese Bedingung erfüllen, sich also selbst entscheiden können. Mit der Taufe ist die Aufnahme in die Gemeinde verbunden. So zählen also nur solche Christen zu den Gemeindegliedern, die sich freiwillig und bewusst für die Taufe entschieden haben. Gewöhnlich geht der Taufhandlung noch eine Prüfung des Kandidaten durch die Gemeinde voraus. Getaufte Mitgliedern haben mehr Rechte und mehr Verpflichtungen in der Gemeinde. Diese Praxis der Erwachsenentaufe trägt zweifellos auch zur Echtheit des Glaubens in den Kolonien bei.

Die weitverbreitete Praxis der Kindertaufe lässt den einzelnen, die es betrifft, keine Wahl. Dadurch zählen auch viele Personen zur Gemeinde, zur Kirche oder zur Christenheit, die dem Glauben gleichgültig oder feindlich gegenüberstehen und Gott in ihren Herzen ablehnen. So kommt es, dass eine sehr große Anzahl von Menschen in den christlichen Ländern gar keine Christen mehr sind. Sie interessieren sich nicht für die Bibel und ihre Lehren, sie glauben nicht den Aussagen in Gottes Wort, sie fühlen sich der christlichen Moral gegenüber nicht verpflichtet und lehnen Gott ab. Trotzdem werden sie von der Geistlichkeit als 'Christen' geführt. Diese als Kleinkinder ungewollt zu Christen gemachten Personen sind es, die den Ruf der Kirche in der Welt ruinieren. In den Kolonien hielten sich die Gottesleugner und die bewusst Ungläubigen von der Kirche fern. Sie waren nicht getauft und gehörten nicht zur Gemeinde.

7. Märtyrer. Die schwere Vergangenheit und die Märtyrer der letzten Generation verpflichteten viele Kolonisten zu einem verbindlichen christlichen Wandel. Die Mennoniten, die seit 1930 im Chaco von Paraguay wohnten, waren - wie schon erwähnt - aus Russland geflohen. Der Grund ihrer Flucht waren die schweren Verfolgungen durch den Kommunismus. Nach der Oktoberrevolution von 1917 eroberte der Kommunismus immer weitere Teile des Landes mit Gewalt. Als erklärter Feind der Bibel und des Glaubens an Gott wollten die kommunistischen Leiter das Christentum mit Gewalt ausmerzen. So wurden die mennonitischen Bauern nicht nur enteignet, es wurde ihnen auch verboten, Gottesdienste abzuhalten und ihre Kinder in der christlichen Lehre zu unterweisen.

Unter diesen Umständen erforderte es viel Mut, ein Christ zu sein und seinen Glauben zu bekennen. Viele Prediger blieben ihrer Berufung treu und lehrten und ermutigten ihre Gemeindeglieder weiter. Sie wurden meist nachts vom Geheimdienst abgeholt, in Gefängnisse oder Arbeitslager gesteckt und für ihren Glauben auf furchtbare Weise bestraft. Manch ein treuer Diener Gottes wurde in russischen Gefängnissen grausam zu Tode gefoltert. Einige Verwandte meiner Frau erlitten eben dieses Schicksal, weil sie ihren Glauben an Gott nicht aufgaben. Viele, viele Christen ließen unter der kommunistischen Verfolgung ihr Leben.

Diese feste Glaubenshaltung war das Erbe, dass die neue Generation Mennoniten im Chaco übernommen hatte. Die Treue, der Gehorsam gegen Gott, die Unbeugsamkeit im Glauben, die Standhaftigkeit angesichts schwerster Verfolgung, das alles verpflichtete die Kinder auch zu einer völligen Hingabe an Gott. - Durch die Nacharbeit im Anschluss an die Evangelisation wurden aber

viele sehr praktische Hinweise gegeben, wie die neuen Christen mit der Bibel umgehen sollten und wie ein Leben nach dem Willen Gottes auszusehen hat.

11. Ausklang

Als ich etwa 30 Jahre nach meinen ersten, hier geschilderten Erfahrungen wieder einmal in die Chacokolonien kam, konnte ich manche Veränderungen feststellen. Besonders wirtschaftlich hatte es einen großen Aufschwung gegeben. Die neuen Häuser werden jetzt modern, großzügig und mit allem Komfort gebaut. Ventilatoren und Klimaanlage sind Standard und fester Teil der Einrichtung.

Fast jeder Bauer hat wenigstens ein Auto. Die Überlandstraße nach Asunción ist asphaltiert. Man kann die Hauptstadt jetzt in 6 Stunden erreichen. Auch die Verbindungswege innerhalb der Kolonie sind besser ausgebaut. Alle Dörfer sind an das zentrale Stromnetz angeschlossen. Pferde gibt es kaum noch, und auch die Buggies gehören der Vergangenheit an. Viele Kinder bekommen schon mit 14 Jahren ihr erstes Moped oder Motorrad.

Feldarbeit wird meist im großen Stil mit modernen Maschinen durchgeführt. Die Viehzüchter sind Großunternehmer geworden, die feinstes Rassevieh ziehen und auf internationalen Ausstellungen vertreten sind. Durch die Kooperativen sind größere, direkte Auslandsgeschäfte möglich geworden.

Das Schulwesen hat sich wesentlich verbessert. Außer dem Lehrerseminar und der Krankenschwesternschule gibt es auch noch eine Landwirtschaftsschule im Chaco, wo mehr und mehr Bauern eine gründliche Ausbildung in ihrem Fach bekommen. Es gibt Austauschlehrer aus Deutschland und gut ausgerüstete Bibliotheken. Verschiedene Musiklehrer unterrichten Instrumente und Gesang. CD-Spieler, Radios und sogar Videorecorder und Fernsehgeräte befinden sich schon in vielen Heimen. Es gibt auch einen Buchladen, in dem Fachliteratur, Unterhaltungslektüre und Christliche Bücher angeboten werden.

Im großen Supermarkt der Kolonie kann sich die Hausfrau, der Bauer, der Handwerker mit allem Nötigen und auch mit Luxusartikeln eindecken. Die Hauptstadt ist - wie schon erwähnt - mit dem Auto oder Lastwagen schnell und sicher zu erreichen. Brauchte man in den Anfangsjahren noch mehrere Wochen, um seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse in der Stadt abliefern zu können, so kann man heute mit schnellen Autos und auf asphaltierten Straßen an einem Tag zur Stadt und wieder zurückkommen.

Die Kirchen sind immer noch stark und lebendig im Chaco. Einige Gemeinden haben sich geteilt, weil sie zu groß und unübersichtlich wurden. Es gibt neue Lieder, der Gemeindegesang ist frischer und wird mit verschiedenen Instrumenten begleitet. Die Glieder haben Zugang zu guter, christlicher Literatur über Familienthemen, Handreichungen für die Gemeindegemeinschaft, Unterrichtsmaterial für die Sonntagsschule und vieles andere.

Die Missionsarbeit unter den Indianern ist ins Gigantische gewachsen. Ein großes Siedlungsprojekt hat Tausenden von Indianern geholfen. Jetzt hat jede Indianerfamilie ihr eigenes Land, bekommt Kredite und kann moderne Maschinen erwerben. Auch für die Ausbildung und Fortbildung der Landwirte wird gesorgt. Alle Indianerkinder haben die Möglichkeit, wenigstens die Grundschule zu besuchen. Es gibt auch eine Landwirtschaftsschule für die Indianer, wo sie viele praktische Fähigkeiten lernen, vom Häuserbau über die Herstellung von einfachen Möbeln bis hin zu Kleinviehhaltung und Feldbestellung. Es gibt Ausbildungsmöglichkeiten für Handwerker (Maurer, Tischler, Schlosser) sowie Seminare für Lehrer. In eigenen Bibelschulen werden die Prediger und Missionare für die Indianergemeinden

ausgebildet. Krankenhäuser, Ärzte und gute Gesundheitsvorsorge stehen allen Indianern zur Verfügung. Die Industrie in den Kolonien hat ebenfalls einen großen Aufschwung genommen. Es gibt mehrere modernste Molkereien in dieser Gegend. Mennonitische Milchprodukte wie Joghurt und Käse beherrschen den Markt in ganz Paraguay und werden sogar exportiert. Das Rassevieh der Züchter im Chaco gewinnt internationale Preise. Die Ausfuhr von Fleisch bringt Devisen. Alle Produkte, die aus dem Chaco kommen, haben einen guten Namen.

Mit dem Fortschritt, dem Reichtum und der besseren Verbindung zur Außenwelt sind aber auch viele Probleme in die Kolonien gekommen. So kann man jetzt auch Bars finden, in denen alkoholische Getränke ausgeschenkt werden. Es kommt immer häufiger auch zu Unmoral. Tagediebe, Gauner und unehrliche Geschäftemacher besuchen die Kolonien, um hier etwas vom Fortschritt und Wohlstand abzubekommen.

Die Mennoniten sind reich geworden. Davon zeugen Häuser, Kleidung, Autos, Fernsehgeräte, Maschinen und die Auslagen in den Geschäften. Innerhalb von etwas mehr als einer Generation haben sich die Immigranten von den allerprimitivsten Anfängen, von großer Armut und dem Kampf ums Überleben zu einem bedeutenden Wirtschaftszentrum in Paraguay und zu beachtlichem Wohlstand emporgearbeitet.

In südamerikanischen Ländern wird ja oft spekuliert, woher der Wohlstand kommt und wie man leicht und schnell zu Reichtum kommen kann. Viele Menschen wollen reich werden, schaffen sie es aber nie. Die Armut und Misere sind und bleiben ein Problem trotz internationaler Hilfe und vieler Sozialer Programme. Meistens werden die Regierung, die Politiker, die Unternehmer und die Reichen beschuldigt. Oft wird das Wort 'reich' mit dem Begriff 'Sünde' gleichgesetzt. Wobei angenommen wird, dass man Reichtum nur durch Betrug, Ausbeutung oder Kaltblütigkeit erwerben kann. Das mag auch in vielen Fällen stimmen.

Bei den Kolonisten im Chaco hatte deren Wohlstand aber eindeutig andere Ursachen. Der Ursprung ihres Reichtums waren Fleiß, unendliche Mühe und Arbeit, Sparsamkeit, Ehrlichkeit, Moral, gegenseitige Hilfe, Glauben, Gottesfurcht - alles christliche Tugenden. Natürlich haben sie auch Kredite bekommen, ohne die es sicher nicht solchen Fortschritt gegeben hätte. Aber auch hier spielten ihre christlichen Tugenden, die Vertrauenswürdigkeit und Ehrlichkeit eine entscheidende Rolle.

Ob es in diesem Sinne weitergehen wird, bleibt eine Frage. Glaube, geistliche Handlungsweise, christliche Tugenden vererben sich nur zu einem gewissen Grad. Sie müssen immer wieder neu erkämpft und verteidigt werden. Es muss immer wieder zu einer geistlichen Erneuerung kommen. Traditionen sind gut und hilfreich, wenn aber die Grundwahrheiten des Christentums vernachlässigt werden, geht es auf moralischem, sozialem, wirtschaftlichem und familiärem Gebiet bergab. Buße, Bekehrung, Wiedergeburt und Heiligung müssen immer wieder deutlich gepredigt werden, und immer wieder muss den Gemeindegliedern die Gelegenheit zu einem Neubeginn mit Gott gegeben werden.

Evangelisationen müssen in gottlosen Gebieten abgehalten werden. Sie müssen in lauen Gemeinden durchgeführt werden, damit die Mitläufer, die Sympathisierenden und die Traditionellen zu einer persönlichen, bewussten Entscheidung für Jesus Christus kommen. Aber wir dürfen auch keine Angst davor haben, Evangelisationen in lebendigen, gut fundierten Gemeinden durchzuführen. Auch da gibt es genug Menschen, die ihren Eifer für Gott und ihre Heilsgewissheit verloren oder noch keine bewusste Entscheidung für Jesus getroffen haben.

Das ist es, was ich im Chaco von Paraguay gelernt habe.